Expedition in Amerika: B. HERDER, 19 South fifth Street, St. Louis, Mo.

Illustrirte Monatschrift

im Anschluß an die Lyoner Wochenschrift des Vereins der Glaubensverbreitung.

Nro. 8. „Die katholischen Missionen" erscheinen allmonatlich, zwei bis drei Quartbogen stark, und können durch jede Buchhandlung bezogen werden. Preis per Jahrgang $ 1.75. postfrei. August 1876.

Inhalt: Bekehrung einer protestantischen Diakonissin in Schanghai (China). — Chinesisches: XV. Sagen und Legenden. — Ein Besuch bei den rothen Karenen. — Nachrichten aus den Missionen: China; Ceylon; Palästina; Vereinigte Staaten von Nordamerika; Venezuela. — Miscellen. — Für Missionszwecke. — Beilage für die Jugend: Eine Reise um das Mittelmeer. — Buntes aus China.

Bekehrung einer protestantischen Diakonissin in Schanghai (China).

Die North China Daily News vom 29. December 1875 enthielten folgende Nachricht: „Am 24. December ist Miß Jane Mac Leane, Mitglied der Mildnay-Gesellschaft von London und bisher protestantische Missionärin in China, zu Schanghai in die römisch-katholische Kirche aufgenommen worden." Die Geschichte dieser Conversion erzählt uns ein Brief, den die Oberin des St. Josephs-Institutes[1] von Schanghai an die General-Oberin ihrer Congregation gerichtet hat und den wir hier auszugsweise mittheilen wollen:

„Wir haben die Freude gehabt, eine protestantische Missionärin in den Schooß der wahren Kirche eintreten zu sehen, und ihre Bekehrung war das Werk einer wunderbaren Gnade. Miß Mac Leane gehörte zum Vereine der Mildnay-Diakonissinnen, der seinen Sitz in London hat und unter der Leitung der Miß Pennefather, einer sowohl durch ihre sociale Stellung als ihren Reichthum ausgezeichneten Frau, steht. Dieselbe hat viele hervorragende Damen Englands, Wittwen und Jungfrauen, um sich vereinigt, welche eine Art Ordenskleid tragen, fast wie katholische Nonnen leben, und nach einer Art Noviziat sich verpflichten, zu London oder in fernen Ländern die Kinder und die Frauen in den sogen. „Bibelschulen" zu unterrichten und auch unter den Matrosen zu arbeiten. Miß Mac Leane war von ihren Großeltern in der Sekte der Presbyterianer erzogen worden; man hatte ihr die ganze Strenge dieses starren Bekenntnisses aufgeprägt und eine solche Furcht eingeflößt, daß sie bis zu ihrem 16. Jahre vor Gott nur zitterte. Wenn sie etwa an einem Sonntage eine Blume gepflückt hatte, so brachte sie die Nacht schlaflos zu, aus Furcht, diese Verletzung des Sonntags habe ihr die Verdammung zugezogen. Im Alter von 16 Jahren redete ihr zum ersten Male eine protestantische Verwandte von der Güte Gottes; von nun an las sie die Bibel mit etwas mehr Vertrauen und begann an deren Studium Geschmack zu finden; es sollte ihre einzige Seelennahrung für viele Jahre sein. Sie wußte die Bibel ganz auswendig; aber vor Allem lieb war ihr das Evangelium des hl. Johannes und das „hohe Lied", obgleich sie von dem letzteren sagte: „Ich sah keine befriedigende Erklärung; es war mir nur ein Bild der mystischen Vereinigung der Seele mit unserem Heilande." So wich allmählich die niederdrückende Furcht vor der Erkenntniß der Güte Gottes, und sie faßte den Entschluß, ihm ihr Leben zu weihen. Auch ihre Zwillingsschwester theilte das gleiche fromme Verlangen.

Als Miß Johanna Mac Leane sich Gott weihte, kam ihr der Gedanke, ihm ihre Jungfräulichkeit durch ein Gelübde zum Opfer zu bringen, aber ihre alte Furcht schreckte sie vor dieser Verpflichtung zurück und sie wagte nur ein Versprechen abzulegen, das sie täglich dem Schutze Gottes empfahl. Im nächsten Jahre hatte ihre Schwester denselben Antrieb und machte in der That das Gelübde, ohne Johanna etwas zu sagen. Bald darauf machten Beide, 17 Jahre alt, die Bekannt-

[1] Über das St. Josephs-Institut von Schanghai vgl. diese Monatschrift 1875, S. 250.

schaft von Miß Pennefather und traten in das sogen. Noviziat der Diakonissinnen ein. Zwei Jahre später bat Miß Johanna, in die Mission von China geschickt zu werden, und ihre Bitte wurde gewährt. Zuerst arbeitete sie zu ...., wo nur Europäer wohnten. Sie lebte in dem Hause eines Prädikanten und begann das Studium des Chinesischen. Aber sie stand so verlassen da, und die Lebensweise der „Diener im Worte", die sich vor ihr als gewöhnliche, nur nach Wohlleben haschende Weltkinder entpuppten, beugte ihre ehrliche Seele so nieder, daß sie krank wurde und nach Schanghai geschickt werden mußte.

Aber auch da sah die Diakonissin wenig Tröstliches. Die Lebensweise der protestantischen Missionäre bestätigte nur die Erfahrungen, die sie in .... gemacht hatte. Gleichwohl erlosch ihr wahrer Eifer und ihre Liebe zu den Seelen nicht; sie fuhr in dem Studium der chinesischen Sprache fort und schrieb an ihre Schwester Briefe so voll apostolischer Gluth, daß auch diese sich bewogen fand, nach China zu reisen. Inzwischen hatte sich Johanna zu Schanghai etwas erholt und wurde nun in das Innere China's geschickt, wo sie neben einem Versuche, auf die Chinesen zu wirken, in Gesellschaft ihrer Schwester dem Studium der Sprache lebte. Aber bald verfielen Beide wieder einer Krankheit. Miß Johanna verzweifelte fast; ihr Herz war jeglichem Troste verschlossen und doch fühlte sie, daß Gott in seiner Barmherzigkeit besondere Pläne mit ihr habe. Beide kehrten nach Schanghai zurück; daselbst erholte sich Johanna bald, während ihre Schwester Margaretha noch leidender wurde und ihre Wohnung bei einem Prädikanten nahm. Johanna ließ sich nun bleibend in Schanghai nieder und eröffnete ihre Londoner Missionsthätigkeit. Sie hielt eine Schule für Erwachsene, die sie im Englischen und in der Bibel unterrichtete, verschiedene Klassen für chinesische Kinder und Versammlungen für Frauen. Doch alle diese Arbeiten und namentlich ihre Umgebung befriedigten ihr Herz nicht. Niedergebeugt durch das Gefühl, von Gott getrennt zu sein, machte sie sich oft auf den Weg, um von denen, die sich „Gesandte Gottes" nannten, Kraft und Licht in ihren Seelenkämpfen zu verlangen, aber immer kehrte sie vor ihren Thüren unverrichteter Sache um. Sogar von dem Besuche ihrer Kirche abzustehen, fühlte sie sich gedrängt, so empörte Alles, was sie daselbst sah und hörte, ihre Seele. „Sind das wirklich Diener Gottes?" fragte sie sich und geheime Verzweiflung bemächtigte sich ihres Herzens. Johanna zog sich völlig von jedem äußeren Gottesdienste zurück und brachte dafür einen großen Theil des Tages, ja auch der Nacht mit Bibellesen, Gebet und Thränen zu. Vor drei Jahren endlich schloß sich diese aufrichtig nach Wahrheit ringende Seele, noch trostloser als gewöhnlich, während acht Tagen vollkommen ab, entfernte sogar ihre Magd und widmete diese Zeit ausschließlich dem Gebete. Damals sagte sie sich von der protestantischen Mission los und entschloß sich, nach eigenem Antriebe Gutes zu wirken. Sie suchte also den Prädikanten auf und theilte ihm mit, fürderhin wolle sie kein Geld von ihm, denn die Werke Gottes verrichte man nicht für Geld. Ihre Schule hielt sie weiter und wurde dabei von einer Dame unterstützt, die damals den Matrosenunterricht leitete. Diese Dame stand mit uns in Verbindung und hatte uns öfters von Miß Mac Leane und auch ihr von uns gesprochen. Sie wollte sogar ihre Freundin mit uns bekannt machen, aber diese sträubte sich dagegen — die Stunde der Gnade hatte noch nicht geschlagen!

Beide Damen zeigten dieselbe Hingabe an Gott und die Werke des Seelenheiles, aber ihre Mitwirkung mit der Gnade war sehr verschieden. Die ältere erkaltete bald. Nachdem sie oft genug selber gesagt hatte, wer sich dem Dienste Gottes weihe, müsse frei sein von jedem irdischen Bande, knüpfte sie eine neue Bekanntschaft an. Ihre Heirathsanzeige machte sogar bei den Protestanten, diesen eifrigen Gegnern des katholischen Cölibates, einiges Aufsehen. Für Miß Mac Leane aber und ihr gerades Herz war diese zweite Vermählung ein Todesstoß. Sie hatte aufrichtig an den Eifer ihrer Freundin geglaubt und suchte sie von dieser Verbindung abzubringen, fand aber kein Gehör mit ihren Vorstellungen.

Von jetzt an zog sich die Diakonissin noch mehr zurück und schloß sich noch vollständiger von der Welt ab, namentlich von den Prädikanten, in denen sie nur Miethlinge ohne Glauben sah. Sie wählte ein kleines einsames Häuschen in dem französischen Quartier, wo sie sich noch eifriger dem Bibellesen, ihren Schulen und dem Gebete widmete. Bei dem Aufstande vom 3. Mai 1874 wurde sie von den Chinesen für eine Französin gehalten, in brutaler Weise aus ihrer Wohnung geschleppt, mißhandelt und in eine Theebude eingesperrt. Hier bereitete sie sich auf den Tod vor. Aber auf ihre Angabe hin, sie sei eine Engländerin, wurde sie alsbald in Freiheit gesetzt und zu ihren Landsleuten geführt. Ihr Heldenmuth und ihre hochherzige Aufopferung bei dieser Gelegenheit scheinen die Gnade Gottes auf sie herabgezogen zu haben; täglich fühlte sie sich mehr zum Gebete gedrängt. Um diese Zeit empfand sie den Ruf zu einem vollkommeneren Leben; es war ihr, als verlange der Herr von ihr etwas, das nur seine Gnade erfüllen könne.

Eines Tages lud eine Freundin sie zu einer Spazierfahrt und zu einem Besuche unseres Hauses von Sikawei ein. Johanna weigerte sich Anfangs, wie sie sich bisher immer geweigert hatte, eine katholische Anstalt zu besuchen, denn sie betrachtete den Katholicismus als einen Irrthum. Aber endlich ergab sich die Diakonissin den wiederholten Bitten ihrer Freundin und kam nach Sikawei. Kaum hatte sie unser Haus betreten, als sie sich auf das Lebhafteste betroffen fühlte. Alles schien ihr gut, wahr und rein. Es drängte sie, diesen Eindruck der Schwester zu gestehen, welche den beiden Damen das Haus zeigte. Ängstlich stellte die Protestantin eine Reihe von Fragen, und wie sie später eingestand, fühlte sie für sich und ihre Religionsgenossen tiefe Scham während dieses ganzen Besuches. Das kleine Glöcklein der Karmelitessen fesselte unter Anderem ihre Aufmerksamkeit; sie ließ sich seinen Zweck erklären und sagte sich in ihrem Herzen: „Welch' bewunderungswürdiges Leben! Wie glücklich müssen diese Seelen sein, das ist's, was ich suche!" Die Stunde des Kampfes und des Sieges hatte für ihre großmüthige und gerade Seele geschlagen. Von diesem Augenblicke an fand sie keine Ruhe mehr.

Des andern Tages verlangte Johanna selber, unser Haus in Schanghai zu besuchen. Eine Nichte ihrer Freundin begleitete sie dahin. Die Oberin nahm Beide freundlich auf und ließ ihnen das Haus zeigen. Miß Mac Leane stellte einige Fragen über die katholische Religion, die ihr mit Einfachheit beantwortet wurden. Wiederum füllte Alles ihr Herz mit Rührung und Freude. Später sagte sie, schon der Ton des Glöckleins habe sie beruhigt und ihr gewissermaßen die Worte zugesprochen: „Hier wirst du finden, was du suchest!" Die Oberin lud die Diakonissin ein, ihre Besuche zu wiederholen, und sie versprach es, doch verging einige Zeit, bevor sie ihr Ver-

sprechen erfüllte. Als sie das erste Mal mit der Oberin allein war, gestaltete sich die Unterhaltung zu einem förmlichen Religionsgespräch, und ihre an geistliche Fragen gewöhnte und von keiner niedern Leidenschaft entweihte Seele erfaßte sofort die ihr vorgelegte Wahrheit und mußte sich in allen Fragen für besiegt erklären.

Bei einer späteren Unterredung versuchte die Irrende einen ernsten Kampf, um sich wenigstens das Zeugniß geben zu können, daß sie nicht ohne Widerstand die Waffen gestreckt habe. Die Verehrung der seligsten Jungfrau, der Heiligen und das Fegfeuer wurden besprochen. Die Gnade der Erleuchtung blieb sich gleich, aber die Mitwirkung kostete Kampf und Miß Mac Leane entfernte sich ganz unglücklich. Der innere Friede, den sie seit drei Jahren in ihrem protestantischen Bekenntnisse zu finden geglaubt, war hin; an dessen Stelle hatte sich die begründete Furcht eingestellt, daß sie nicht zur Heerde des göttlichen Hirten zähle. Sie fühlte sich zu einer wiederholten Unterredung mit der Nonne gedrängt, deren Andenken sie unabläßig verfolgte, aber aus Furcht vor einem Fallstricke des Teufels wartete sie und betete.

Endlich entschloß sie sich zu einem neuen Besuche, wie gezwungen von einer Hand, die stärker war als ihr Wille. Dießmal änderte die Oberin ihre abwartende Haltung und stellte ihr geradezu die Frage: „Können Sie mit ruhigem Gewissen glauben, daß Sie im Besitze der Wahrheit sind, die Katholiken aber sich im Irrthume befinden?" Die Diakonissin versuchte eine bejahende Antwort, brachte sie aber nicht über die Lippen. Nun legte ihr die Oberin jene Bibelstellen vor, welche die Hauptlehren über die Kirche enthalten, und bewies ihr, daß der Inhalt dieser Worte nur auf die katholische Kirche anwendbar sei, „denn," sagte sie ihr, „ein Hauptmerkmal der Religion Jesu Christi ist die Einheit, die sie allein besitzt. Der Protestantismus dagegen ist die Zersplitterung, wie es nicht anders sein kann bei jeder menschlichen Einrichtung, die ohne ein von Gott gesetztes Oberhaupt ist." Diese Bemerkung betrübte Miß Mac Leane tief. „Es ist wahr," sagte sie, „Ihre Worte tragen das Gepräge der Wahrheit. Ich weiß nichts zu erwiedern; aber ich wurde im Protestantismus erzogen und kenne gute und aufrichtige Protestanten, obgleich unsere Prediger nicht das sind, was ich mir unter Apostel vorstellen muß." — „Wohlan," wurde ihr geantwortet, „wenn Sie die Wahrheit finden wollen, so entsagen Sie Ihren vorgefaßten Meinungen, demüthigen Sie Ihr Herz und beten Sie. Bitten Sie um Licht und verzichten Sie darauf, zu demselben durch eigene Anstrengung durchzudringen; das größte Hinderniß der Bekehrung für die Protestanten liegt in ihrer Unwissenheit und in ihrem Stolz."

Nach dieser Unterredung entfernte sich Miß Mac Leane so unruhig wie noch nie. Der erhaltenen Mahnung gemäß wollte sie beten, aber eine unwiderstehliche Angst erfaßte sie, als wäre dieses Gebet eine Beleidigung Gottes, der ihr die Bibel geoffenbart habe. Der innere Kampf machte die aufrichtig Suchende ganz krank, und mit Mühe raffte sie sich endlich zu dem Entschlusse auf: „So will ich denn beten, wie man es mir gerathen hat; wenn es eine Sünde ist, so wird Gott mich durch eine Heimsuchung belehren, die ich gern annehme." Sie begann also zu beten und zwang sich, im Gebete zu verharren. Ihre Besuche bei der Oberin stellte sie für den Augenblick ein, unterließ es aber nicht, ihr durch eine Freundin freundliche Grüße zu melden.

Während dieser Tage traf die Verkündigung der Weihe an das Herz Jesu ein, zu welcher der Heilige Vater für den 16. Juni, den Jahrestag der der seligen Margaretha Alacoque gewordenen Offenbarung, alle Gläubigen aufforderte. Im Hause des hl. Joseph bereitete man hiefür eine religiöse Feier, damit alle Kinder in möglichster Sammlung dem Wunsche des Oberhauptes der Kirche entsprechen könnten. Die Oberin benützte diesen Anlaß, um Miß Mac Leane zum Besuche unserer Kapelle zu bewegen. Sie schrieb ihr also eine freundliche Einladung zu dieser Feier, welche am Schlusse der heiligen Messe stattfinden sollte, und fügte bei, daß sie ganz besondere Gnaden der Erleuchtung für ihre Anwesenheit beim Opfer der Messe hoffe, bei welcher nach dem katholischen Glauben der Gottmensch mit Leib und Seele auf den Altar herabsteige und sich uns in der heiligen Communion ganz hingebe. Dieser Einladung war eine Photographie von einem Bilde des göttlichen Herzens beigelegt.

Beim Empfange dieses Briefes wurde es plötzlich Tag in der Seele dieser armen Protestantin; alle Erklärungen, die man ihr bisan gegeben, schienen ihr wie Dunkelheit im Vergleiche zu dem göttlichen Strahle, der für sie aus diesem Bilde hervorbrach. Wie Johanna es betrachtete, glaubte sie diese Worte zu hören: „Ein menschliches Wesen kann den lebendigen Gott in seinem Herzen tragen!" Gleichwohl wurde die Einladung abgelehnt; sie wünschte ohne äußere Beeinflussung sich allein von der Regung leiten zu lassen, die sie in ihrem Herzen empfand. Während acht Tagen widerstand ihr die Nahrung, floh sie der Schlaf, wurde ihr selbst das Gebet unmöglich. Nur der eine Gedanke beschäftigte sie: „Der lebendige Gott gegenwärtig in einem sterblichen Wesen!" Als der Sturm der Gefühle, den dieses blendende Licht hervorgerufen hatte, sich etwas gelegt, besuchte sie wiederum die Oberin, ohne ihr jedoch einen vollen Einblick in ihre Seele zu gestatten. Die Nonne war daher ebenfalls zurückhaltend wie in den ersten Tagen der Bekanntschaft und begnügte sich, auf die vorgelegten Fragen zu antworten, ohne die halb und halb schon Besiegte und doch noch gegen die Gnade Kämpfende zu drängen.

Gegen Ende Juni theilte ihr Miß Mac Leane mit, daß sie nach Japan verreise, um einige Tage bei ihrer Schwester zu verweilen. Bei diesem letzten Besuche erhielt sie wiederum den Rath, im Gebete fortzufahren. Einige Tage nach ihrer Ankunft in Yokohama schrieb sie einen langen Brief an die Oberin, in dem sie auf eine Vorstellung antwortete, die man ihr beim Abschied gemacht hatte. „Jetzt sind Sie bereits," hatte man ihr gesagt, „über den katholischen Glauben zu gut unterrichtet, als daß Ihr Seelenheil nicht gefährdet wäre, wenn Sie nicht Gott in demüthigem Gebete um wirksame Erleuchtung anflehen würden." „Um offen zu sein," antwortete sie, „wie es Ihre Liebe von mir fordert, scheint mir diese Überzeugung, daß der katholische Glaube zum Seelenheile nothwendig sei, eine Unmöglichkeit. Ich baue auf die Verdienste und das Blut Jesu Christi und ich kann in Bezug auf mein Seelenheil nicht sicherer sein als in diesem Vertrauen." So zeigte sich Miß Mac Leane noch einmal ganz als Protestantin. Das Opfer ihrer Unabhängigkeit zu bringen, schien ihr rein unmöglich, und daß auch ihre protestantischen Bekannten dieselbe Meinung von ihr hegten, beweist das übereinstimmende Urtheil: „Sie ist gut," hieß es in einem Berichte über sie, „und thut viel Gutes, aber sie ist eine Dame, die keine Auktorität an-

erkennen und sich Niemanden unterwerfen will. Was sie thut, thut sie allein, ohne Hilfe und ohne Rath."

Bei diesem harten Urtheile haben die Prädikanten nur den einen Umstand übersehen, daß sie eben Protestantin war und folgerichtig die Freiheit hatte, gegen jede fremde Ansicht zu protestiren.

Die Oberin war um jene Zeit so sehr mit Arbeiten überladen, daß sie Miß Mac Leane nicht antworten konnte. In ihren Kämpfen, welche diese gelegentlich eines günstigen Urtheils über den Katholicismus mit der Schwester und andern Freundinnen zu bestehen hatte, war sie daher einzig auf den Einfluß des heiligen Geistes angewiesen. Die gehässigsten und lügenhaftesten Bücher über den katholischen Glauben wurden ihr in die Hände gegeben und durch die entsprechenden mündlichen Erläuterungen unterstützt. Sie las Alles, überlegte Alles und zu ihrem nicht geringen Staunen enthüllte sich unter dem Einflusse dieses offenen und versteckten Giftes die Reinheit und Heiligkeit der so verachteten und mit Koth beworfenen Kirche immer leuchtender vor ihrem Blicke.

Nach einem Aufenthalte von beinahe einem Monate kehrte Johanna aus Japan nach Schanghai zurück. Auf der Überfahrt fügte es die Vorsehung, daß sie mit Msgr. Petitjean zusammentraf. Auf den ersten Blick erkannte sie in diesem würdigen Oberhirten einen Sendboten des wahren Glaubens. Sie ließ sich dem Bischofe vorstellen und hatte mit demselben während der achttägigen Fahrt zahlreiche Gespräche über den Katholicismus. Jetzt bemächtigten sich Zweifel ihrer Seele und zerstörten den hohlen Frieden, mit dem sie ihren protestantischen Glauben umwallen wollte. Sie konnte den würdigen Bischof nicht ansehen, wie sie nachmals gestand, ohne sich selbst zu sagen: „Das ist ein wahrer Apostel Christi! So habe ich sie mir vorgestellt!"

In Schanghai fühlte sie sich wieder zu unserem Kloster gezogen; bei uns hoffte sie Hilfe für ihre trostlose Seele zu finden. Bei der ersten Unterredung mit der Oberin war sie sehr herzlich, vermochte es aber nicht mehr, die innere Unruhe zu verbergen; sie gestand, daß ihr Glaube erschüttert sei. Dieses Zugeständniß von einem so eisenfesten Herzen war ein Sieg der Gnade — bereits war sie katholisch. Bald wiederholte sie ihren Besuch; die Zweifel ließen ihr nun keine Ruhe mehr. Man stellte ihr die Nothwendigkeit vor, sich mit einem Priester zu besprechen. „Ich würde es thun," sagte sie, „wenn ich einen englischen Priester finden könnte; jeder andere wird mich nicht verstehen." Die Oberin wollte nicht weiter drängen, da kam durch eine besondere Fügung der Vorsehung am Tage darauf ein englischer Jesuit nach Schanghai. Die Oberin benachrichtigte sofort Miß Mac Leane. Es traf sich, daß dieser Pater der Sohn von Mistreß Pittar[1] war, deren Conversionsschrift sie vor Kurzem gelesen und die zuerst ihren Glauben erschüttert hatte. Sie nahm daher das Anerbieten, sich mit diesem Priester zu besprechen, freudig an und rief nach der ersten Zusammenkunft aus: „Ich bin Katholikin! Ich fühle, daß ich alle meine Freunde, mein Liebstes auf Erden Gott zum Opfer bringen muß, um mich als Katholikin zu erklären; heute hat die Wahrheit meine Seele erobert. Ich muß in Armuth und Zurückgezogenheit leben mit den Katholiken. Ich bin katholisch!" Eine zweite Unterredung mit dem Pater befestigte nur ihren Entschluß. Von nun an war der Kampf zu Ende. In dem Augenblicke, wo sie, der Gnade folgend, ausrief: „Ich bin katholisch!" war es ihr, wie sie erzählte, als ob ihr Gott eine Seelentaufe spendete, die ihr den Zutritt in seine einzige Kirche erschloß.

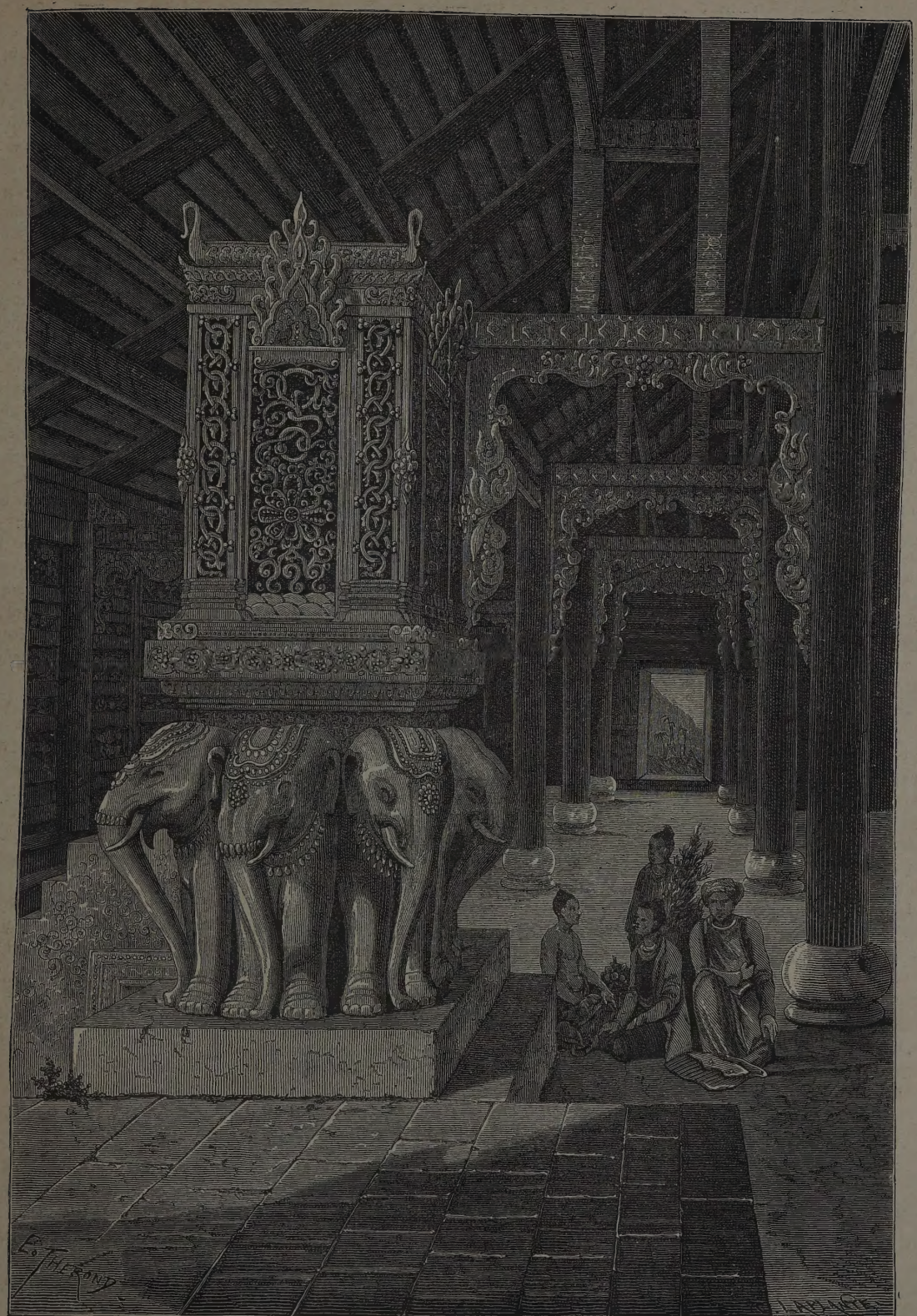
Während der Vorbereitung zu ihrem feierlichen Übertritte sprach sie gern und oft von den Kämpfen, die sie seit einigen Monaten in ihrem Herzen durchgerungen. „Einer der Beweggründe," erzählte sie, „der mich zu dem Studium der katholischen Religion hinführte, ist der Umstand, daß die erste Katholikin, die ich in meinem Leben traf, eine wahrhaft fromme Person war. Sie war die erste, die mich verstand und mit der ich offen von meinem Seelenzustande reden konnte. Diese Nonne sagte mir nicht viele Worte, denn sie unterhielt sich nur mit Mühe in der englischen Sprache und hegte gar keine Hoffnung, direkt auf meinen harten Charakter einzuwirken. Aber das Leben, das ich mit meinen Augen in dieser kleinen Genossenschaft sah, ihr hingebender und schrankenloser Eifer, der selbst in protestantischen Kreisen Würdigung fand, legten mir den Gedanken nahe, daß das Wunder eines Vereines von Frauen, die in gemeinschaftlicher Arbeit ein glückliches Leben führen, seine Möglichkeit nur in der Einheit des wahren Glaubens haben könne, in dessen Besitz sie sich wußten."

Miß Mac Leane verbreitete nun nach und nach unter ihren Freunden die Neuigkeit, daß sie sich zur Annahme des römisch-katholischen Glaubens vorbereite. Ganz besonders zeigte sie es den Matrosen an, die sich täglich bei ihr zum Unterrichte versammelten. Sie waren Alle sehr betroffen und wollten es ihr gar nicht glauben, bis eines Abends einer aus ihnen um die Erklärung eines Verses aus dem Briefe des hl. Jakobus bat und Miß Mac Leane denselben auf die Lehre vom Fegfeuer anwandte, die gerade an der fraglichen Stelle deutlich ausgesprochen wird. Um ihre Erklärung noch mehr zu stützen, las sie eine Stelle aus dem Leben von Madame Pittar vor und zeigte ihren Zuhörern, wie eine frühere Protestantin über das Fegfeuer denke. Ein Matrose wünschte das Buch zu haben, aber sie verweigerte es ihm, da es katholisch sei. Nun riefen Alle, sie verkünde ihnen eine falsche Lehre; aber gleichwohl war ihre Liebe zu der alten Lehrerin so groß, daß sie unter Thränen von ihr Abschied nahmen. Am Tage darauf erhielt sie viele Briefe, einige voll Schmerz, andere auch voll Bitterkeit.

Als die Sache zu den Ohren der Prädikanten kam, hielten sie es für gut, die Matrosen künftighin von ihr ferne zu halten, und so mußte sie diese Arbeit, der sie sich bisher mit der ganzen Großmuth und dem ganzen Eifer ihrer Seele geweiht hatte, unterlassen. Das letzte Band war nun gesprengt; doch suchten noch einige Freunde sich ihr zu nähern, um sie von dem „Fehltritte" abzubringen. Ein Prädikant, der ferne von Schanghai weilte, unternahm eigens ihretwegen die Reise dorthin, aber es war zu spät. Miß Mac Leane erwartete mit unaussprechlicher Sehnsucht den Tag ihrer Taufe. Die wenigen Monate, die diese auserwählte Seele noch bis zum Eintritte in den Schafstall Christi zu harren hatte, bewährten ihre Treue im Kampfe mit ihren alten Religionsgenossen und führten sie mit Riesenschritten voran auf dem Wege der Wahrheit. „Ich fühle mich wie zu Hause (at home) unter den Katholiken," sagte sie, „Nichts scheint mir neu, Alles kömmt mir wie altbekannt vor."

Die Frau eines Prädikanten suchte sie in ihrem Entschlusse

[1] Die sehr interessante Conversionsschrift der Frau Pittar theilt im Auszug mit Rosenthal, Convertitenbilder II. S. 198—235.



In einer chinesischen Pagode.

wankend zu machen, indem sie ihr die Bibel mit den Worten zeigte: „Können Sie es über sich bringen, dieses kostbare Buch von sich zu werfen?“ — „Nein,“ antwortete die Convertitin, „bisher habe ich es aber nur studirt, jetzt will ich es in meinem Leben ausprägen, denn wenn die Protestanten den Buchstaben der Bibel haben, so besitzen die Katholiken allein zugleich auch deren Geist.“ Als alle andern Mittel nicht verfangen wollten, versuchten es die Protestanten mit dem Gebete; so wurden denn öffentliche Gebete in den Tempeln und in den „Meetings“ „für dieses verirrte Schäflein“ angeordnet. Natürlich hatte auch dieses Mittel nicht den gewünschten Erfolg. Jetzt wollte man dafür sorgen, daß dieses böse Beispiel nicht etwa Nachahmung finde. Man predigte also am folgenden Sonntag in scharfen Ausdrücken über „die Apostasie, die sich in den Mantel der Frömmigkeit hülle“ — so bezeichnete man das heldenmüthige Opfer, welches diese Seele, dem Rufe ihres Gewissens folgend, brachte. Und das war diesen Menschen, die gar kein Verständniß für die Fragen der Ewigkeit hatten, nicht genug; auch ihrer Vernunft wollte man ein Brandmal aufprägen; so wurde das Gerücht ausgestreut, sie sei verrückt, und selbst durch ihren Charakter und ihre Stellung hochangesehene Personen scheuten sich nicht, diese Verleumdung auszubreiten, ja sie ihr offen in's Gesicht zu schleudern, indem sie sich zugleich nicht schämten, vor ihren Augen das allerschmählichste Bild des Katholicismus zu entwerfen, in dem nicht nur ihre Diener und Einrichtungen durch die niederträchtigsten Anklagen mit Schmutz besudelt, sondern sogar die Grundwahrheiten angegriffen wurden, welche die römisch-katholische Kirche zur Braut Christi machen.

Es hatte sich das Gerücht verbreitet, Miß Mac Leane würde am Vorabende vor Weihnachten getauft. Eine Anzahl Protestanten, unter ihnen 7 oder 8 Prediger, wollten Augenzeugen von der Feierlichkeit sein, mit der die Katholiken diese „glänzende Eroberung“ aufführen würden. Nach der Ansicht dieser Herren konnte die Feier nur während der Mitternachtsmesse vorgenommen werden. So war denn die Kirche des hl. Joseph zum Erdrücken voll. Aber die Messe ging zu Ende und Miß Mac Leane hatte sich nicht gezeigt, auch schien keinerlei Vorbereitung auf eine noch folgende Ceremonie hinzudeuten. Ein etwas weniger Furchtsamer aus der Schaar dieser Neugierigen wagte es also, einen Pater zu fragen, um wie viel Uhr die Taufe stattfinden würde. „Wir hatten heute zwei Taufen,“ antwortete der Gefragte; „ich weiß nicht, welche Sie meinen. Die Eine war die einer Protestantin, die Andere die einer Heidin.“

In der That hatte Miß Mac Leane am 24. December 1875 um 1 Uhr Nachmittags, von zweien unserer Schwestern geführt, die Schwelle unserer Kirche überschritten, und weil man mit Grund an der Gültigkeit ihrer presbyterianischen Taufe zweifelte, bedingungsweise dieses Sacrament empfangen. Pathe war der Vater eines unserer Kinder, der vor einigen Jahren den Glauben angenommen hatte, und die Stelle der Pathin vertrat eine Amerikanerin. Demüthig an dem den Heiden zugewiesenen Platze auf den Knieen liegend, schwor sie ihren Irrthum ab. In ihrem ganzen Wesen zeigte sich eine wunderbare Ruhe, die Frucht der Gnade, die ihre Seele erfüllte, und auf ihrem Antlitze glänzte ein Strahl der Freude, denn die Nacht des Irrthums war gewichen und der Tag der Wahrheit angebrochen. Aus unserem Hause, wo sie sich drei Tage in Geistessammlung auf das Bad der Wiedergeburt vorbereitet hatte, begab sie sich zur Kirche und von da kehrte sie wieder zu uns in die Einsamkeit zurück, um die beglückende Stunde zu erwarten, die ihr des kommenden Tages den lebendigen Gott in das Herz einführen sollte, jene Stunde, deren bloße Vorstellung sie vor einigen Monaten so tief erschütterte. Endlich schlug sie, und die Neubekehrte fand keine andern Worte, um die Gefühle ihres Herzens auszudrücken, als: „Ich bin katholisch! Mein Glück ist unaussprechlich!“ Und in den Stunden, die auf diese himmlischen Augenblicke folgten, konnte sie nur wiederholen: „Ich weiß keine Worte zu finden! Mein Glück kann in keiner Sprache erklärt werden. Arme Protestanten — wenn sie es doch erkennen könnten! Aber ich habe für sie gebetet und mich selbst als Opfer für alle meine alten Freunde angeboten, auf daß das Licht, das mir aufging, auch sie aus dem Abgrunde der Finsterniß rette, in dem der Dünkel und die Unwissenheit sie gefangen halten.“

Neben Miß Mac Leane kniete die Mutter eines unserer Kinder am Tische des Herrn, welche außer der heiligen Taufe, die sie als achtjähriges Mädchen empfing, sich noch keinem andern Sacramente genähert hatte und nun zum ersten Male den Gott des Trostes und der Stärke in ihr Herz aufnahm. Zwei Tage später erhielten Beide die heilige Firmung durch den hochw. Oberen der Mission, weil der apostolische Vikar, Msgr. Languillat, durch Krankheit verhindert war, dieses heilige Sacrament zu spenden.

Der Dienst der Wahrheit ist nach all' den Gnaden der einzige Ehrgeiz der Neubekehrten, und sie, die früher täglich in zahlreichen Versammlungen zu reden gewohnt war, ist jetzt glücklich, wenn sie mit uns die kleinen Kinder den Namen Gottes stammeln lehrt, und wenn sie ihnen sagen kann, daß sie geschaffen sind, ihn zu kennen, ihn zu lieben und ihm zu dienen.“

Chinesisches.

XV. Sagen und Legenden.

Am 4. September 1868 — so schrieb uns vor längerer Zeit P. Palatre S. J., Missionär im Vikariat Kiangnan — kam ich zur Christengemeinde Sueiang-dang an der Ostküste von Kiangsu. Ganz in der Nähe, etwa 4 Kilometer vom Ufer entfernt, erhebt sich der Kiense, ein mächtiger Felsen, welcher seiner Größe nach fast ein Berg genannt werden kann. Er ist ganz unfruchtbar, doch soll an seinem Abhange ein Aprikosenbaum genug Erde gefunden haben, um Wurzeln zu schlagen. Ich würde Ihnen nie von Kiense gesprochen haben, hätten sich nicht einige Sagen an ihn geheftet. Bekanntlich fehlt es den Bewohnern des fernen Ostens noch weniger an Sagen und Märchen als den Bewohnern des Westens, und es wird Ihnen nicht unangenehm sein, eine kleine Probe der chinesischen Märchen zu sehen.

Kiense bedeutet Goldberg; der Name scheint also anzudeuten, daß man hier eine Ader dieses Metalles gefunden hat,

und ich war geneigt, diese Erklärung anzunehmen, als einer meiner Christen mich eines Bessern belehren zu müssen glaubte. „Pater," sagte er, „das ist nicht der Ursprung des Namens. Wenn es Gold in diesen Felsen gibt, so ist es kein von der Natur hervorgebrachtes." — „Woher kömmt es denn?" — „O, das ist ein merkwürdiges Ding, von dem du wohl noch nicht hast reden hören. Es ist eines der drei Wunder vom Kiense. Es gibt darin einen Hahn, der goldene Eier legt, und daher hat der Felsen seinen Namen." — „Wo ist denn diese Henne? Kann man sie nicht greifen?" — „Pater, ich habe von keiner Henne gesprochen. Alle Leute versichern, daß es ein Hahn sei; darüber besteht kein Zweifel." — Ich wollte an der Henne festhalten, da das Wunder schon groß genug schien; aber mein Christ ließ mir keine Ruhe, bis ich ihm seinen Hahn zugab. „So soll es denn ein Hahn sein, aber man muß ihn greifen. Wozu dient euch das Wunder, wenn ihr den Hahn nicht habt und auch seine goldenen Eier nicht erlanget?" — „Ja," meinte er, „da liegt die Schwierigkeit. Der Hahn ist mitten im Felsen; man hört ihn zwar krähen, aber man sieht ihn nicht. Noch Niemand hat ihn gesehen."

Ich mochte nicht über die guten Leute scherzen, da sie mir sonst ihre beiden andern Wunder nicht erzählt hätten und meine Worte auch wohl ungenügend gewesen wären, sie von ihrem Wahn abzubringen. In Europa erzählt man den Kindern wohl von einer Henne, die jeden Tag ein goldenes Ei legte; das ist für einen Chinesen aber nicht merkwürdig genug, und so kennen die Chinesen nur den goldene Eier legenden Hahn von Kiense.

„Und welches ist dann das zweite Wunder des Goldberges?" fragte ich weiter. — „Es ist folgendes: Der Kiense ist jetzt weit vom Ufer; ehemals aber war er ganz nahe, so daß eine alte Weide, welche am Ufer stand und über das Meer herabhing, den Felsen berührte und als Brücke diente für die, welche kamen, um den Hahn zu hören. Mit der Zeit aber riß das Meer die Weide weg und man konnte nicht mehr nach Kiense kommen. Ein reicher Mann aus der Gegend dachte daher daran, eine Brücke vom Festlande zum Felsen zu legen; er kaufte zu diesem Zwecke Baumstämme und ließ sie behauen; aber siehe da, die Stämme waren um einen Fuß zu kurz. Er ließ nun neue kaufen, die zehn Fuß länger waren, als die ersten, aber auch diese fanden sich um einen Fuß zu kurz. Ein dritter, vierter, fünfter Versuch hatte kein anderes Resultat; auch die längsten Stämme waren immer um einen Fuß zu kurz. So mußte er das Unternehmen aufgeben und künftig ist es rein unmöglich, denn von jener Zeit an bis zum Bau des großen Dammes unter der Regierung des Kaisers Dschong-tsen hat sich der Kiense um 10 Lis von der Küste entfernt."

„Das dritte Wunder," fuhr mein Chinese fort, „ist eben so merkwürdig. Auf dem Kiense findet sich ein Aprikosenbaum, der seines Gleichen nicht hat. Die Früchte sind ausgezeichnet; wenn man eine davon gegessen hat, streckt man rasch seine Hand aus, eine zweite zu pflücken, aber die Mühe ist umsonst." — „Warum denn?" — „Ich erzähle dir die Sache, wie sie ist. Nie hat Jemand zwei Aprikosen von dem Baume auf dem Kiense essen können. Wenn der Baum auch voll hängt von Früchten, so verschwinden alle vor deinen Augen, sobald du eine gegessen hast; und willst du noch eine zweite pflücken, so sind keine mehr da." — „Also kann man jedes Jahr nur eine pflücken? Wo bleiben denn die anderen?" — „Nein, man kann sie alle pflücken; aber jeder Einzelne kann nur Eine pflücken. Es ist dem Menschen nicht gegeben, nach Belieben Aprikosen vom Kiense zu essen. Sobald du eine genossen hast, werden alle andern für dich unsichtbar, obgleich die, welche noch keine gegessen haben, sie recht gut sehen; sobald diese auch je Eine gepflückt haben, sehen sie auch keine mehr. Das geschieht jedes Jahr so." — So erzählen die Anwohner der Küste die drei Wunder vom Kiense oder vom Goldberg.

Der Falkenthurm in Wu-tschang-fu.

Wenden wir uns aus der Provinz Kiangnan nach dem Binnenlande, so fehlt es auch dort an Sagen nicht. Eine solche knüpft sich z. B. an den Falkenthurm, welcher sich in Wu-tschang-fu, der Hauptstadt der Provinz Hupe, ganz dicht am Blauen Fluß und am Fuße des Schlangenhügels erhebt. Der jetzt so genannte Falkenthurm ist erst neueren Datums; er ist vor wenigen Jahren erbaut und bloß 30 Meter hoch; er steht aber auf den Trümmern eines sehr alten und sehr hohen, den die Rebellen gegen Ende der fünfziger Jahre zerstört hatten. Die an diesen Thurm geknüpfte Sage theilt uns Msgr. Zanoli, apostolischer Vikar von Ost-Hupe, mit, indem er zugleich eine Photographie jenes Thurmes überschickte, nach welcher unser Bild desselben angefertigt ist.

„An der Stelle des Thurmes," so erzählen die Chinesen, „stand ehemals eine Herberge; ein Bonze des Lao-tse war hier eingekehrt und hatte sich lange hier aufgehalten; allein zuletzt hatte er kein Geld, um seine Zeche zu bezahlen. Er

kam daher mit dem Wirth überein, daß er ein Werk seiner Zauberkunst in der Herberge zurücklasse, um seine Schuld abzutragen. So malte er denn auf die Wand des Wirthszimmers einen Falken, der beständig mit den Flügeln schlug. Alles strömte herbei, um den Wundervogel zu sehen, und der Wirth wurde in kurzer Zeit ein reicher Mann. Als der Bonze dieses hörte, kehrte er zurück und wollte die Zeichnung auslöschen, da er ja jetzt seine Schuld bezahlt habe. Der Wirth widersetzte sich aus Kräften, bat und flehte, aber vergebens; der Bonze mit seiner Zauberkunst war stärker als der Wirth, und der gemalte Vogel, der mit den Flügeln schlug, verschwand wieder von der Wand. Um das Andenken jedoch an dieses Wunderwerk zu erhalten, riß man das Wirthshaus nieder und baute an dessen Stelle einen hohen Thurm, der nach dem Wundervogel Falkenthurm genannt wurde. Das soll geschehen sein hundert Jahre vor Christi Geburt, und der Thurm, sagen die Chinesen, sei immer, so oft er auch im Laufe der Zeit zerstört wurde, wieder aufgebaut worden, um das große Wunder des Bonzen nicht in Vergessenheit gerathen zu lassen."

Dem Falkenthurm gegenüber auf dem andern Ufer des Flusses liegt an dem Abhange des Schildkrötenberges bei Hanjangfu ein kleinerer Thurm, der auch seine Merkwürdigkeit hat. Er gehört zu einer großen Pagode, in welcher sich früher jährlich ein Bonze zu Ehren seiner Götzen lebendig verbrennen ließ. Sobald der als Opfer bestimmte Götzenpriester den Scheiterhaufen bestiegen hatte, warf er seinen anwesenden Collegen den Stab zu,

Die Pagode am Schildkrötenberg bei Hanjangfu.

welchen er in der Hand hatte. Derjenige, der den Stab aufnahm, mußte sich im nächsten Jahr dazu verstehen, den Scheiterhaufen zu besteigen. Die Rebellen zerstörten auch diese Pagode und erbauten aus dem Material eine Festung. Als jedoch der Friede in's Land wiederkehrte, verlangte das Volk auch seine Pagode wieder; man baute sie also auf, aber in kleineren Verhältnissen; auch die Bonzen fanden sich wieder ein, aber die jetzt darin lebenden scheinen keine Lust zu haben, das Opfer ihrer Vorfahren nachzuahmen.

Dringen wir noch weiter bis zur Provinz Schensi vor, welche im Norden schon an die Mongolei grenzt, so finden wir dort unter den Heiden eine Menge von Sagen und Legenden, die sich an einen früheren katholischen Missionär jener Gegend knüpfen; dieser, ein Jesuit, P. Stephan Favre aus Avignon, welcher im Jahre 1630 nach China kam und 1659 in Schensi starb, wird sogar von den dortigen Heiden als eine ihrer Gottheiten verehrt. Msgr. Rizzolati, der Oberhirt des damaligen Vikariates Hu-quang, reiste im Jahre 1836 von Fung-thsiang[1] nach Hang-tschong[2], und mußte somit den Taling, den höchsten Berg des am Weiho sich hinziehenden Tsing-ling-Gebirges übersteigen. Auf dem Gipfel fand er eine Pagode, die der Gottheit Fang-tu-ti geweiht war. Während er sich etwas von dem anstrengenden Wege erholte, erblickte er im Innern des

[1] 125° ö. L. von Ferro, 34° 15′ n. Br.
[2] 124° 45′ ö. L., 32° 50′ n. Br.

Tempels das hier verehrte Bild. Zu seinem Erstaunen sah er, daß dasselbe mit den heiligen Gewändern unserer Priester geschmückt war; sogar trug er die Kopfbedeckung, wie sie die katholischen Priester in China mit päpstlicher Erlaubniß während des heiligen Opfers zu tragen pflegen. Msgr. Rizzolati konnte sich dieses nicht erklären, da er bisher noch nie von Fang-tu-ti und seinem Kult gehört hatte. Seine Gefährten lösten ihm dieses Räthsel.

Zur Zeit des Kaisers Tschuen-tsche, des ersten Regenten der Mandschu-Dynastie, kam P. Fang, — unter diesem der chinesischen Zunge geläufigeren Namen war P. Favre in China bekannt — als der erste katholische Missionär nach Schensi; er bekehrte sehr viele Seelen und gründete eine große Anzahl von Gemeinden, von denen einige noch jetzt blühen. Zu seinem großartigen Erfolg trugen außer der Heiligkeit seines Lebens die vielen Wunder bei, durch welche Gott die Predigt seines Dieners zu unterstützen sich herabließ. Daher hat sich denn auch das Andenken an P. Fang, als den ersten Apostel Schensi's, unter den Christen jener Gegend lebendig erhalten, und sie rühmen sich, sein Grab in Siao-tsai-tse, der von ihm in Hang-tschong-fu gegründeten Christengemeinde, zu besitzen. Allein die Wunder, welche P. Fang wirkte, machten einen noch viel tieferen Eindruck auf die Gemüther der Heiden, als auf die der Christen, und vorzüglich war es eines, das ihn unter denselben berühmt machte und ihm die (zweifelhafte) Ehre eintrug, als einer ihrer Götter zu figuriren. In der Lokalsage wird dieses Wunder folgendermaßen erzählt: P. Fang war eingeladen worden, auch in Hang-tschong-fu zu predigen; um dahin zu gelangen, mußte er auch das Tsing-ling-Gebirge übersteigen, welches damals von zahllosen wilden Thieren, namentlich von Tigern, unsicher gemacht wurde; dieselben hatten so überhand genommen, daß man sich kaum noch getraute, jenen Weg zu machen, nachdem sehr viele Reisende von den wilden Bestien zerrissen worden waren. Man machte P. Fang auf die Gefahr aufmerksam und suchte ihn von der Reise zurückzuhalten. Er jedoch erwiederte: „Nicht menschliche Interessen sind es, die mich zu dieser Reise bewegen, sondern die Ehre des allmächtigen Schöpfers Himmels und der Erde. Was habe ich also von den Tigern zu fürchten?" Er machte sich somit auf den Weg, aber siehe da, auf dem Taling sieht er sich plötzlich einigen jener Bestien gegenüber. Er macht ruhig das Zeichen des heiligen Kreuzes und befiehlt den Thieren zurückzuweichen und künftig die Menschen auf diesem Weg nicht mehr anzufallen. Die Tiger fliehen und seit jener Zeit bis auf den heutigen Tag — so schrieb Msgr. Rizzolati im Jahre 1843 an Msgr. de Bezi, apostolischen Vikar von Kiangnan — hat man nie mehr davon gehört, daß auf dem Taling ein Reisender von den Tigern angefallen worden sei. Die Heiden müssen von der Wirklichkeit dieses Wunders wohl tief überzeugt sein, da sie auf dem Schauplatze desselben dessen Urheber als eine Gottheit verehren.

Ein Besuch bei den rothen Karenen.

Einen Hauptbestandtheil der Landbevölkerung Birmaniens bilden die Karenen[1]. Dieselben sollen früher ein eigenes Reich im Norden von Ava besessen, im elften Jahrhundert unserer Zeitrechnung aber sich nach dem Süden gewendet und in Birma niedergelassen haben. Gegenwärtig sind sie, in separaten Dorfschaften wohnend, über dieses ganze Reich verbreitet; am gedrängtesten wohnen sie im Basseindistrikt und nördlich von Maulmein bis zu dem Schangebirge. Sie zerfallen in verschiedene Stämme, werden aber von den umwohnenden Völkern meistens nach der vorherrschenden Farbe ihrer Kleidung in weiße und rothe Karenen unterschieden. Die weißen sind hauptsächlich im südlichen Birma zerstreut, während die rothen mehr im Norden an den Abhängen des Schangebirges zwischen dem Sittang und dem Salwen wohnen. Beide Abtheilungen besitzen viele alte Überlieferungen, welche eine merkwürdige Übereinstimmung mit dem Alten Testamente zeigen. Die Schöpfung des Menschen wird ganz ähnlich, wie in der heiligen Schrift, erzählt, ebenso der Sündenfall, indem nur ein Drache die Schlange vertritt, die Sündfluth u. s. w.; sie glauben an Engel, d. h. an Wesen, die nie sündigten und die Gott zur Vollstreckung seiner Befehle aussendet, und sie kennen Satan, der „vor alten Zeiten heilig war, aber von der Liebe Gottes abwich und von Gott verjagt wurde". „Ihre religiösen Lehren," sagt ein protestantischer Missionär, „lassen sich nicht auf eine christliche, muhammedanische oder heidnische Quelle zurückführen, sie sind augenscheinlich hebräisch." Da bereits vor Christi Geburt jüdische Ansiedlungen im Süden China's bestanden, ist es wohl nicht zu kühn, die Übereinstimmung in den religiösen Anschauungen der Karenen mit dem Alten Testamente aus ihrer Verbindung mit jenen Colonien herzuleiten. Immer haben sich die Karenen gegen den Buddhismus gesträubt, obgleich alle Umwohner sich zu demselben bekennen; dagegen wiesen ihre Lieder sie auf den Westen hin, „dorther sollten weiße Männer kommen und sie die Anbetung des wahren Gottes lehren".

Die ersten Missionäre, welche zu den Karenen kamen, waren amerikanische Methodisten; dieselben machten Anfangs gute Fortschritte, allein Zwistigkeiten, die zwischen den Predigern ausbrachen, versetzten die ganze Mission in große Gefahr, und in den letzten Jahren hat der Methodismus nicht nur keine Fortschritte gemacht, sondern an Terrain verloren. Unterdessen hatten die katholischen Missionäre des apost. Vikariates Ost-Birmanien, welches der Mailänder Congregation der auswärtigen Missionen anvertraut ist, ebenfalls begonnen, den Karenen das Evangelium zu predigen. Von den Erfolgen, welche sie bisher unter den weißen Karenen erzielten, haben wir schon zu wiederholten Malen erzählt[1]; in jüngster Zeit haben sie sich entschlossen, ihre Thätigkeit auf die rothen Karenen auszudehnen. Im März und April dieses Jahres machten zwei Missionäre eine Reise in ihr Gebiet, um zu erforschen, welche Aussichten sich dort für die Mission böten. Einer derselben, P. Cormick, berichtet über diese Forschungsreise folgendermaßen:

„Von Leito, unserer Hauptstation unter den weißen Karenen, erreichten wir nach 5 Tagen einer mühseligen Reise über steile

[1] Vgl. diese Zeitschrift 1873, S. 111 f. Daniel, Handbuch der Geographie I. S. 348. Hellwald, Hinterindien S. 32 f.

[1] 1873, S. 111; 1874, S. 35; 1875, S. 64. 239; 1876, S. 110.

und gefährliche Berge Mane, das erste Dorf der rothen Karenen. Die Schilderung, welche man uns von dem Gebirge und den Hochebenen der letzteren entworfen, hatte mir nicht übel gefallen und meine Sehnsucht nach diesem hübschen Lande erregt. Allein zu Mane entsprach die Wirklichkeit durchaus noch nicht der Idee, welche ich mir gemacht, und erst als wir die letzte Bergkette überstiegen, eröffnete sich uns eine Aussicht, welche uns in etwa die Mühen der Reise vergessen machen konnte. Vor uns lag, so weit fast das Auge reichte, eine leicht gewellte Gegend, aus der sich hier und da phantastisch geformte Felsen erheben. Sie war gut angebaut und das dunkle Grün der Gebüsche wechselte in reizender Weise ab mit dem frischen Grün des eben hervorsprossenden Grases, der gelben Färbung der noch nicht umgeackerten Stoppeln und dem schwarzen soeben umgepflügten Boden. In dieser Hochebene, die etwa 1500—2000 Meter über dem Meere liegen mag, setzten wir nun unsere Reise fort nach Lupe, wo wir schon eine kleine Kapelle aus Bambusrohr haben, bei welcher ein Katechist angestellt ist.

Rother Karene.

Lupe ist gleichsam der Schlüssel zum Gebiet der rothen Karenen, und da das Dorf selbst nicht unbedeutend ist und andere fast eben so große rings herum liegen, gäbe es einem Missionär schon hinlängliche Arbeit. Sobald Präte, der Häuptling des Dorfes, ein noch junger, aber kräftig gebauter Mann, unsere Ankunft erfuhr, kam er, uns zu bewillkommnen; er brachte Ochsenfelle herbei, damit wir uns darauf setzten, und bot uns Kaun (ein aus gegohrenem Reis bereitetes Getränke) an, um unsern Durst zu löschen. Während er uns seine Freude über unsere Ankunft ausdrückte, glaubte er sich zugleich darüber beklagen zu müssen, daß unser in seinem Dorf angestellter Katechist so lange abwesend gewesen sei; derselbe hatte uns nämlich abgeholt. Unterdessen sammelte sich die ganze Bevölkerung um uns; Männer, Frauen und Kinder nahmen alle unsere Sachen der Reihe nach in die Hand und untersuchten sie sorgfältig; besonders erregte ein kleiner Hinterlader ihre Aufmerksamkeit, da sie große Jagdliebhaber sind. So lieb uns das Vertrauen war, mit dem die Bewohner uns entgegenkamen, so langweilig war es, der Gegenstand ihrer ununterbrochenen Aufmerksamkeit zu sein; wir konnten keinen Schritt machen, ohne von hundert Augen beobachtet zu werden. Die allgemeine Heiterkeit aber erregten wir, als wir, nachdem wir unsern Reis zum Abendessen verzehrt hatten, vor der uns angewiesenen Hütte einige Male auf und ab spazierten; die guten Leute konnten nicht begreifen, weßhalb wir auf einmal umkehrten, denselben Weg noch einmal machten und dann das nämliche Manöver von vorn begannen. So oft wir Kehrt machten, brachen sie in neues Gelächter aus; einer der Ältesten wollte sogar selbst versuchen, was denn für Nutzen oder Vergnügen ein solches Gehen bringen könne, und begann dann auch zu großer Freude seiner Landsleute uns gegenüber auf und ab zu gehen. Während der zwei Tage, welche wir in Lupe zubrachten, nahm die Menge der Neugierigen nicht ab; auch hier waren es die Frauen, die sich durch ihre Neugierde ganz besonders auszeichneten; um nichts von dem angenehmen Schauspiel zu verlieren, das unser Anblick ihnen bot, brachten sie ihre Arbeiten mit sich, und so hockte denn um unsere Hütte herum eine ganze Schaar von Frauen, mit einem Kinde auf dem Rücken, oder von Mädchen, die Baumwolle spannen oder andere dergleichen Arbeiten verrichteten. An ihrem Aberglauben scheinen die Bewohner von Lupe nicht besonders fest zu halten: Einer zeigte uns den Baum, auf welchen sie den Reis für die Natsin oder Geister niederlegten; wir nahmen den Reis weg und warfen ihn den herumstehenden Knaben zu, die sich lachend darum balgten, bis nichts mehr vorhanden war.

„Übrigens wiederholten sich auf unserer ganzen Reise in allen Dörfern die nämlichen Scenen; überall die nämliche Neugierde, das nämliche Staunen; der Eine bewunderte unsern Bart, der Andere lachte darüber, hier konnte man die Nothwendigkeit eines Löffels zum Essen nicht begreifen, dort erregte das Sacktuch die meiste Bewunderung; die Uhr galt überall als ein lebendes Wesen und die Magnetnadel schien Allen ein Wunder. Täglich verrichteten wir mit den uns begleitenden Christen öffentlich das Morgen- und Abendgebet und nach demselben hielt einer von uns eine kleine Anrede an die versammelte Menge. Unsere Worte schienen ihnen zu gefallen, und Alles, was wir gesagt, wurde den Abwesenden mitgetheilt. An einigen Orten mußten wir auch mit den Häuptlingen einen Freundschaftsvertrag abschließen; die Formalität bestand darin, daß wir ein Schweinchen kauften und es den Vornehmsten des Dorfes zum Besten gaben.

„Einer der Häuptlinge, mit dem wir einen solchen Vertrag abschlossen, rieth uns, nach Scholoppo uns zu wenden, wo ein Soboagle, d. h. einer ihrer Fürsten, residire. Ein Fußsteig, der sich zwischen gut bebauten Feldern hinschlängelt, führte uns zu diesem großen Ort; wir hatten gedacht, denselben ebenso gebaut, wie die übrigen, zu finden, d. h. arme Hütten ohne alle Ordnung neben einander gestellt; wie groß war aber unser Erstaunen, als wir ein ziemlich regelmäßig gebautes Dorf mit

ziemlich anständigen Straßen und vielen Holzhäusern antrafen. In einer der Straßen war eine ganze Reihe von Läden, in denen man so ziemlich Alles haben konnte, wie in Töngu, nur zu billigern Preisen. Das Dorf war denn auch nicht von Karenen, sondern von Schan[1] bewohnt. Man führte uns zu einem Sejat — so heißt hier eine Art von Karawanserei — und alsbald waren wir von der gewöhnlichen Menge Neugieriger umringt, die uns mit hunderten von Fragen belästigten. Um uns ihrer Zudringlichkeit zu entziehen, machten wir einen Besuch in den drei hier bestehenden Buddhistenklöstern. Als wir uns denselben näherten, schienen deren Bewohner sich vor uns zurückziehen zu wollen; jedoch sobald sie uns birmesisch sprechen hörten, also in jener Sprache, deren sich die Schanpriester unter einander zu bedienen pflegten, würdigten sie uns ihres Vertrauens und waren bald ebenso neugierig, wie ihre andern Landsleute. Auch hier waren die Klöster mit einer gewissen Eleganz gebaut und geschmückt; in Bezug auf ihr Schnitzwerk und Vergoldungen glichen sie denen von Töngu. Abends machte uns der erste Minister des Fürsten in Begleitung mehrerer Vornehmen einen Besuch, um uns auszuforschen; wir antworteten, wir seien englische Priester[2] und kämen, uns die Gegend anzusehen und dem Soboa einen Besuch zu machen. Der „Diplomat" schien durch unsere Antwort nicht befriedigt; es hatte sich das Gerücht verbreitet, wir seien Commissäre der englischen Regierung und ein Corps von 5000 Mann folge uns auf dem Fuß. So konnte es uns nicht besonders auffallen, als man uns am folgenden Morgen sagen ließ, der Soboa könne uns nicht empfangen; zugleich zeigten die Schan aber eine so feindselige Haltung, daß unsere karenischen Führer und Begleiter uns drängten, Scholoppo so bald als möglich zu verlassen.

Rothe Karenin.

„Wir zögerten denn auch nicht, diesem Rathe zu folgen, und wendeten uns nach Roumballay, dem Sitze Ko-Po-Gallay's, des Oberhäuptlings der rothen Karenen in dieser Gegend[1]. Zu unserm Bedauern war Ko-Po-Gallay abwesend, aber sogleich ging ein Bote ab, ihm unsere Ankunft zu melden, und er selbst kam sofort zurück und bewillkommnete uns mit großer Herzlichkeit. Er bewirthete uns mit dem gewöhnlichen Kaun und bot uns sogar Cigarren an. Nachdem wir uns ein wenig über Politik unterhalten — das Verhältniß der Engländer zur birmesischen Regierung schien ihn sehr zu interessiren — führte er uns von dem Buddhistenkloster, neben welchem wir unser Zelt aufgeschlagen hatten, zu seiner Wohnung. Dieselbe unterscheidet sich von den übrigen karenischen Wohnungen nicht wesentlich; es ist eben eine bloß etwa zwei Meter hohe Hütte aus Baumstämmen und Bambusrohr. Man legte für uns einen kleinen Teppich hin, während er selbst sich auf ein paar Kissen niederließ und mehrere seiner nackten Buben sich auf dem Boden herumtummelten. Wir boten ihm nun unsere Geschenke an, nämlich eine Büchse mit Pulver und Kugeln, und er zeigte uns die Geschenke, die er früher von den Commissären der englischen Regierung erhalten hatte; darunter befand sich ein sehr schönes Vergrößerungsglas, das ihm aber zu nichts dient; um seine Schätze zu vermehren, schenkte ich ihm einen schönen Federhalter, den er nun wohl auch den später ankommenden Europäern als Merkwürdigkeit zeigen wird.

„Gegen Abend machten wir einen Spaziergang vor den Ort zu einem lieblichen See, der mit zahllosen grünen Inselchen wie besäet ist. Der Anblick war reizend. Ein leichter Lufthauch wehte uns muntere Freudenklänge zu, die von einem etwa eine Viertelstunde entfernten Inselchen herzukommen schienen. Am Ufer entlang folgten wir der Richtung des Tones und bald befanden wir uns in der Mitte des Festes. Die Bewohner eines benachbarten Dorfes feierten eine Hochzeit;

[1] Die Schan oder Laos sind ein mit den Siamesen sehr nahe verwandter Stamm, der vielfach zerstreut zwischen den Karenen in Birmanien wohnt, seinen Hauptsitz jedoch am oberen Mekhong hat. Sie sind viel industrieller als die Karenen, aber auch weniger seßhaft. So finden wir sie denn von Bangkok bis nach der chinesischen Provinz Yünnan und nach Tibet und vom Irawady bis nach Tongkin. Beinahe überall ist der Handel in ihren Händen. Da sie sich zum Buddhismus bekennen, sind sie für die Predigt des Evangeliums fast so wenig zugänglich, wie die Birmesen und Siamesen.

[2] Wie in der Levante die Europäer alle als „Franken" gelten, so ist „Engländer" der gemeinschaftliche Name der Europäer in Birmanien und namentlich unter den Karenen.

[1] Der mächtigste Häuptling der rothen Karenen ist Kounty, welcher Ende vorigen Jahres sich unter den Schutz der englischen Regierung gestellt hat; er gebietet über die dem Salwen anwohnenden Stämme; ihm zunächst an Macht kommt Ko-Po-Gallay, der seit dem vorigen Jahre seinem Vater in der Regierung folgte. Letzterer hatte sich unserer Niederlassung im Jahre 1871 widersetzt; mit Ko-Po-Gallay aber hatten wir schon früher ein Freundschaftsbündniß geschlossen, indem wir eine Flinte mit ihm austauschten.

mehrere hundert Personen standen am Ufer des Sees, und ein Boot war unaufhörlich beschäftigt, Weiber und Kinder auf jenes Inselchen zu bringen, wo unter einem Dach von Bambusrohr eine Musikbande aus Leibeskräften arbeitete; zwei schlugen den Mauro, ein Instrument von Bronze, von der Gestalt eines Siebes, das einen schönen tiefen Glockenton hat; zwei andere schlugen Trommeln von länglicher Gestalt, fast wie ein Kelch geformt, unten an der Spitze offen und oben mit einem Felle überspannt; dazu kam dann eine Anzahl Deckel und Triangel und Pfeifen. Rings um die Bambushütte tanzten junge Männer mit Schild und Waffen in der Hand einen plumpen Reigen. Es war ein Vergnügen, den unschuldigen Belustigungen dieser armen und doch so fröhlichen Gesellschaft zuzusehen. Kaum aber hatte man uns bemerkt, da wurden Musiker und Tänzer vergessen, denn wir waren für sie ein viel merkwürdigerer Anblick; um ihre Neugierde zu befriedigen, mußten wir sogar mit ihnen in ihr Dorf gehen, um uns gehörig ausfragen zu lassen. Als wir später zu unserm Zelt zurückkehrten, fehlte eine unserer Decken; den Dieb zu entdecken war unmöglich und so gaben wir sie verloren. Allein am folgenden Morgen kam ein rüstiger Bursche und brachte sie uns wieder; auf unsere Vorwürfe, daß er sie weggenommen, lachte er sehr selbstzufrieden und meinte, er habe nie so gut geschlafen wie in der verflossenen Nacht auf dieser Decke.

Ein karenischer Schuster.

„Die rothen Karenen sind im Allgemeinen kräftiger gebaut, als die weißen, und scheinen auch bessere Arbeiter zu sein. Bei ihnen arbeiten die Frauen gleich den Männern auf den Feldern und greifen tüchtig an. Wir begegneten einer Frau, welche einen schwer mit Holz beladenen Büffel vor sich her trieb, selbst dabei eine ordentliche Last auf dem Rücken trug und dazu noch die Spindel mit dem Baumwollenfaden fertig spielen ließ. Nach der Anzahl der Büffel und Kühe zu schließen, die wir überall auf dem Gebirge sahen, müssen die rothen Karenen viel reicher oder wenigstens weniger arm sein als die weißen, welche allerdings in der größten Dürftigkeit ihr Leben hinbringen.

„Roumballay ist bestimmt, der Mittelpunkt unserer Mission unter den rothen Karenen zu werden. Alles scheint hier günstig zu sein; die Bevölkerung in Roumballay selbst und in den benachbarten Dörfern ist viel zahlreicher als bei den weißen Karenen; außerdem ist sie auch seßhafter als jene, und man findet bei ihnen die nothwendigen Lebensbedürfnisse, während man unter den weißen Karenen fast Alles mit großen Kosten von Tongu herbeischaffen muß. Der nach Kounty am meisten einflußreiche Häuptling ist uns gewogen und würde nicht nur unsere Niederlassung gestatten, sondern sie auch befördern; ja es besteht sogar gegründete Hoffnung, daß er selbst zur Anbetung des wahren Gottes bekehrt werde — und welchen Umschwung würde diese Bekehrung unter dem ganzen Stamm hervorbringen!

„Aber ach! die Ernte ist zwar reif, es fehlen jedoch die Schnitter, und wie können wir an die Gründung einer neuen Mission denken, da die Mittel zur Erhaltung der ältern Stationen kaum hinreichen? Welch' ein trauriges Geschick, ein so reiches Arbeitsfeld vor Augen zu haben, und es aus Mangel an Arbeitern und an den nöthigen Mitteln nicht in Angriff nehmen zu dürfen! Wie alle Birmesen und Schan sind auch die Karenen sehr abergläubisch, aber sie haben doch den Buddhismus nicht angenommen wie jene; daher wäre auch ihre Bekehrung nicht so sehr schwierig. Wohin wir auf unserer Reise kamen — ein Dorf der Schan ausgenommen — wurden wir gut aufgenommen, und die Leute zeigten sich willig und gelehrig. Wenn nur drei Missionäre sich hier niederließen und die nöthigen Mittel zum Unterhalt hätten, könnten sie zahlreiche Bekehrungen machen, vielleicht sogar den ganzen Stamm dem wahren Glauben zuführen. Möchte der Herr die Herzen unserer europäischen Brüder bewegen, mit Gebet und Almosen unserer Armuth zu Hilfe zu kommen! Wenn sie wüßten, wie oft der Mangel an Mitteln uns zwingt, ein Dorf zurückzuweisen, das uns beruft, bloß weil es uns unmöglich ist, den Unterhalt für einen dort anzustellenden Katechisten, oder die wenigen Ausgaben für den Bau einer Kapelle aufzubringen, wenn sie die Dürftigkeit der bestehenden Kapellen kännten, in denen es nicht selten an den nothwendigsten Gegenständen fehlt, gewiß würden uns die Unterstützungen nicht fehlen. Unterdessen aber arbeiten wir mit den uns zu Gebote stehenden Mitteln, so gut es eben geht, und dem lieben Gott sei Dank! er unterstützt unsere Arbeit mit seiner Gnade, so daß es an Früchten nicht fehlt."

Nachrichten aus den Missionen.

China.

Sutschuen. (Christenmord.) Der hochw. Herr Osouf, Direktor am Seminar für die auswärtigen Missionen von Paris, gibt uns unter dem 24. Juni vorläufig folgende Nachrichten über den durch öffentliche Blätter bereits gemeldeten Christenmord von Sutschuen.

„Wir hatten gehofft, das Gerücht von der Christenermordung in Sutschuen, welches neulich von verschiedenen Zeitungen mitgetheilt wurde, sei grundlos, da kein Brief unserer Mitbrüder dasselbe bestätigte. Leider aber bekräftigen die Nachrichten der so eben eingelaufenen chinesischen Post die traurige Kunde nur zu sehr. Detaillirte Berichte erwarten wir noch und theilen Ihnen vor der Hand die kurzen Angaben des hochw. Herrn Coste, unseres Prokurators von Schanghai, mit, die vom 5. Mai datirt sind und denen mehrere Briefe aus Sutschuen zu Grunde liegen.

Eine Schmähschrift, die mit Recht oder Unrecht dem Großexaminator der Gelehrten jener Provinz zugeschrieben wird, war allerwärts unter den Gelehrten vertheilt worden; beiliegend erhalten Sie eine Übersetzung dieses Schriftstückes, wie sie die North China Daily News geben. Wie Sie sehen, fordert das Pamphlet zur Ausrottung der Christen auf und hat nur zu rasch seine Früchte getragen.

Am 8. April brach der Sturm zu Kiang-pee-tin los, einem Orte etwa drei Stunden von Tschong-kin, der Hauptstadt von Ost-Sutschuen und der Residenz des hochw. Bischofs Desflèches. Unsere letzten Nachrichten sind vom 24. desselben Monats. In dieser Zeit zählte man schon an 300 Wohnungen, die ausgeraubt, zerstört und eingeäschert waren. 14 Christen waren ermordet, zwei derselben lebendig verbrannt, und eine große Anzahl verwundet. Selbst die Heiden, welche den Christen beispringen wollten, wurden angegriffen; vier von ihnen erschlug der Pöbel und plünderte ihre Häuser. Das ereignete sich in der Umgegend von Kiang-pee, und man fürchtet, die Banden möchten sich auch auf Tschong-kin stürzen. Ein schlimmes Zeichen ist es, daß die Mandarine, ohne zu strafen oder einzuschreiten, diesen Verbrechen ruhig zusehen.

Ein Brief aus Tschen-tu, der Hauptstadt von West-Sutschuen, läßt auch dort ähnliche Blutscenen befürchten.

Für heute also eine Übersetzung der erwähnten chinesischen Brandschrift.

Bittschrift.

Ew. Majestät Diener Schang Schi-töng unterbreitet kniefällig folgende Bittschrift:

„Ew. Majestät Diener hat stets gehört, daß Chinesen und Barbaren nicht in demselben Orte leben können, und daß es sich nicht geziemt, irgend einen Theil des Reiches Ew. Majestät mit den Fremden zu theilen. Demzufolge bittet er die Regierung, sie möge des Unrechtes nicht vergessen, das man uns seit lange zufügt, und die Schmach von uns nehmen, die wir seitens unserer Dienstpflichtigen tragen. Wir müssen dem Willen des Himmels und den Wünschen der Menschen auf Erden zu entsprechen trachten. Die Regierung sollte den Glanz ihrer Militärmacht entfalten und diese Horden grausamer und anmaßender Menschen weit hinwegtreiben. Wir wissen doch, daß diese heißhungerigen Barbaren gefräßiger sind als die gierigen Wölfe. Sie bereiten das Opium und vertauschen es gegen unser gutes Gold und werthvolles Silber, um die unergründlichen Tiefen ihrer Habgier auszufüllen. Und dieses Opium vertilgt jede Spur von Ehrgefühl in der Rasse der schwarzhaarigen Menschen; es zerstört die Thatkraft unserer Offiziere und Soldaten!

Der verstorbene Kaiser kannte recht wohl die Bosheit und Verworfenheit der Fremden und entbrannte darob von glühendem Unwillen und befahl seinen Generälen, den Perlenstrom (Fluß von Kanton) hinabzuschiffen. Sie verbrannten das Opium und nahmen die Schiffe der Barbaren weg. Grund genug lag vor, so von der Truppenmacht Gebrauch zu machen. Wo wäre ein Mann gewesen, den dieses Vorgehen nicht mit Entzücken erfüllt, der nicht laut seine Bewunderung ausgesprochen hätte? Aber Schi-schang zeigte sich nicht als ein Mann, der den Kopf auf dem rechten Fleck hat. Er war blöde genug, zur Schande unserer Militärbehörden, einen Waffenstillstand mit ihnen abzuschließen. Auf eigene Faust trat er ihnen eine Strecke Landes ab und verkaufte ihnen die Insel Hu-schan, unser natürliches Bollwerk. So steigerte sich die Anmaßung dieser Räuberbanden nur und ihre Ansprüche wurden noch unersättlicher. Zu wiederholten Malen vereinigten sie ihre wilden und mordgierigen Schaaren, nahmen Hongkong und setzten sich in den Besitz von Nangking Da wußten sie durch List sich eines unserer Generäle zu bemächtigen und ließen ihn vor ihren Augen während eines wilden Festes tödten; sie legten Hand an den hohen Commissär Je Mingscheng und schleppten ihn in ein fremdes Land. Ihre Beleidigungen und Verbrechen sind offenkundig, und nicht einmal der Tod wäre eine genügende Sühne. Gleichwohl schloß der verstorbene Kaiser einen Friedensvertrag. Er bewilligte Handelsverbindungen mit ihnen, und das beweist den überaus guten Willen unserer Regierung. Ew. Majestät Diener gedenkt der früheren Bittschriften, die er anläßlich all dieser Vorgänge vorlegte, und seufzt bei dem Gedanken an alle geschehenen Mißgriffe.

Dann breitete sich wie eine übelriechende Wolke die Empörung aus über alle Theile von China und bei dieser Gelegenheit faßten die Barbaren noch verderblichere Pläne. Sie schürten den Hang zum Aufruhre und spotteten der Verträge. Sie kamen in einen unserer Häfen und wir machten unsere Seeleute zu Soldaten. Aber die Barbaren, auch diesesmal glücklicher, als sie es verdienten, führten den Krieg zu Lande. Glücklicher Weise hatten wir damals Tseng-ko-lin-schin, einen ausgezeichneten Strategen, der ihnen mächtig entgegenrückte. Er traf seine Vorkehrungen, um sie blutig heimzuschicken. Er legte treffliche Soldaten in einen Hinterhalt zum Schutze der vorzüglichsten Küstenpunkte. Wenn wir das Glück gehabt hätten, sie mit den Waffen in der Hand zu treffen, der Sieg wäre unser gewesen und die Barbaren hätten den Muth verloren. Wer konnte voraussehen, daß zwei unserer Lager in Flammen aufgehen und daß unsere Truppen geschlagen würden!

Da wuchsen die Barbaren aus der Erde heraus wie Würmer und Ameisen; sie krochen in alle Winkel hinein, wie Insekten und Frösche. Plötzlich durchbrachen sie unsere Linien, drangen in unsere heiligsten Paläste ein, brannten unsere Lustgärten nieder und durchspähten unsere Städte und Landsitze. Unsere Ströme und unsere Berge sind darob schamroth geworden; der Prachtwagen des Kaisers mußte die Hauptstadt verlassen, der Glanz unserer Sterne ist erbleicht, und der Kaiser mußte auf seinem Schlachtrosse zurückweichen. Diese Schande wird uns nie mehr erlauben, mit ihnen unter demselben Himmel zu wohnen. Keinen Augenblick werden der Kaiser und seine Minister solche Verdemüthigungen vergessen!

Und nun wollen diese Barbaren noch, daß wir ihnen trauen; sie wollen neue Verträge mit uns abschließen, um unser Volk zu verführen und es in den Schlingen ihrer verruchten Religion zu fangen. Sie lassen sich an verschiedenen Orten nieder, führen große Bauwerke auf, in denen sie schöne Altäre errichten,

und bedienen sich der Schwarzkunst, um die Menschen an sich zu locken. So tief erniedrigt sich eine so mächtige Regierung, wie die unsere, unter eine barbarische Nation! Ew. Majestät Diener weint Tag und Nacht beim Gedanken an diesen tiefen Fall seiner Heimath, an diesen Fall, den die Unwissenheit und die Thorheit Mancher verschuldet. Unser gutes Glück wollte es nun, daß die Barbaren in letzter Zeit sich des Menschenraubes schuldig machten und Gewaltthätigkeiten gegen das Volk verübten. Da wurde der schreckliche Grimm des Himmels wach, das Volk erhob sich, es hat ihre Kirchen zerstört und deren Besucher vertrieben.

Wenn die Regierung, so lange die Herzen noch glühen, von diesem glücklichen Zwischenfalle Nutzen ziehen will, so braucht sie nur einen amtlichen Aufruf nach allen Seiten hin zu senden, der alle und jeden insbesonders über die schmählichen Pläne der Fremden unterrichtet, damit der allgemeine Unwille noch höher auflodere, die Verführten aber durch Furcht eingeschüchtert werden. Man gebe allen Behörden der Provinz die Weisung, die fremden Kirchen sammt und sonders niederzubrennen und das Volk zur Ausrottung dieser gottlosen Rasse aufzufordern! Dadurch würde ein doppelter Zweck erreicht: einmal würden die Beweggründe des Hasses gegen die beiden letzten Kaiser ausgetilgt und dann würde der Muth des Volkes wachsen. Offenbar handelt es sich für uns um Leben oder Tod: lassen wir eine so schöne Gelegenheit nicht unbenützt entfliehen.

Wenn aber die Behörden so blöde wären, daß sie den Barbaren freundschaftlich entgegen kämen, und wenn die Regierung dazu ihre Hand böte, wenn man es nicht wagen würde, sich mit ihnen zu schlagen: so wäre das chinesische Volk mit Schmach beladen, so müßte das chinesische Volk von den Gerichten zur Strafe gezogen werden. Diejenigen, welche das Joch der Barbaren feige tragen, würden als verdienstvolle Männer betrachtet; diejenigen aber, welche ihnen widerstehen und sie bekämpfen, müßten als Verräther dastehen und das zum größten Nachtheil für den Ruhm unserer Heimath und zum größten Vorschube für die verruchten Pläne dieser Fremden, dieser Bestien, dieser leibhaften Raubvögel. Ew. Majestät Diener fürchtet, die Frevler möchten von Tag zu Tag an Zahl zunehmen und alle wahrhaft Wohlgesinnten aus der Verwaltung verdrängt werden. So würde nicht nur das Volk verleitet, sich diesen verrotteten Sekten anzuschließen, sondern der kaiserliche Schatz käme gewissermaßen in die Hände der Barbaren und würde zum Unterhalte ihrer Religionshäuptlinge benützt, und das wäre ein beweinenswerthes Unglück.

Ew. Majestät Diener hat ohne Unterlaß studirt, seitdem man ihm seinen Zopf zum ersten Male geflochten hat, und obgleich er nicht den Ruhm eines tiefen Gelehrten beansprucht, so bittet er doch, man möge den Augen der Regierungsmitglieder folgende Belege unterbreiten, welche darthun, daß uns der Abschluß von Friedensverträgen jedesmal Unheil brachte."

Hier folgen Beispiele aus der Geschichte China's, welche den Beweis liefern wollen, daß der Abschluß von Verträgen mit einer auswärtigen Macht stets zum Nachtheile des Landes ausgefallen sei; dann fährt der Bittsteller in seinem Aufrufe zum offenen Vertilgungskriege aller Europäer also fort:

„Sieben Gründe müssen uns augenblicklich zu dem Entschlusse drängen, den Krieg zu erklären:

1. Die Fremden können nur während des Sommers den Krieg mit Nachdruck führen; wir können uns während aller vier Jahreszeiten schlagen und so haben wir die Zeit für uns.

2. Sie können nur zur See mit Glück kämpfen; wir können dagegen das Festland vertheidigen: das ist ein zweiter Vortheil, auf den wir bauen dürfen.

3. Sie reizen den Zorn des Volkes, wir hingegen entsprechen den Wünschen der Bevölkerung und dürfen auf deren eifrige Mitwirkung rechnen.

4. Sie kommen aus weitentlegenen Staaten, wir aber bilden das Reich der Mitte; sind wir nicht weit zahlreicher als sie?

5. Sie glauben an Jesum; wir glauben an Confucius und Meng-tse, und diese Religionen stehen sich gegenüber, wie Wahrheit und Irrthum.

6. Sie müssen sehen, wie sie Nahrung bekommen, während wir Vorräthe im Überflusse haben, und darauf beruht die Stärke oder die Schwäche eines Heeres.

7. Sie kommen weit her und sind demzufolge vielen Krankheiten unterworfen; wir sind hier zu Hause, befinden uns wohl und können abwarten, bis sie aufgerieben sind.

Ferner sind ihre Truppen aus zwei verschiedenen Staaten (Frankreich und England) zusammengesetzt, während unsere Krieger und unser Volk nur eine Familie ausmachen. Einig sind wir des Sieges gewiß. Die Vernunft verlangt, daß wir den Krieg erklären, und die Verhältnisse sind uns günstig. Prüfet diese sieben Gründe; jedes Weib und jedes Kind kann ihr Gewicht erkennen.

Unsere Minister sind Männer von tiefem Wissen; unsere Gelehrten stehen in dem allgemeinen Rufe von Scharfsinn und Sachkenntniß. Wenn trotzdem alle einhellig für die Erhaltung des Friedens stimmen, so ahnt Ew. Majestät Diener mit betrübtem Herzen nur zu wohl den Grund dieser Handlungsweise. Angesichts des noch zarten Alters Ew. Majestät, Angesichts der Wirren und des schlechten Zustandes, in dem Volk und Armee sich befinden, wollen sie sich und ihre Familien in Ruhe und Frieden einlullen und ihre Tage mit schuldbarer Sorglosigkeit in süßem Schlummer und falscher Sicherheit hinbringen — und dazu haben sie kein Recht. Sie sagen: ‚Warten wir ein wenig, bis sich uns eine bessere Gelegenheit bietet', und sie sehen nicht ein, daß jeder Tag, an dem man dem Feinde neue Rechte einräumt, neue Gefahren für die kommenden Geschlechter reift. Wenn man sich jetzt nicht zu einem entscheidenden Schlage entschließen kann, so erschöpft sich mit jedem Tage mehr und mehr die Lebenskraft unseres Landes, während im selben Maße die Zähne und Krallen unserer Feinde wachsen. Wer ist im Stande, einen Baum auszureißen, der einmal seine Wurzeln in den Boden eingesenkt hat?

Ew. Majestät Diener bittet die Minister des Staates, energische Maßregeln ergreifen zu wollen. Man sende augenblicklich in jede Stadt den Befehl, die wichtigen Punkte des Landes zu besetzen, die Strandbatterien in Stand zu setzen, damit sie die Landung barbarischer Schiffe verhindern können. Dann werden wir Beweise der Kraft, Proben der Macht sehen, groß und stark wie Pferdegespanne, wie Berge, wie Ströme. Die Schwachen und die Feigen werden ausgetilgt, die Sonne und der Mond werden auf's Neue in ihrer ganzen Herrlichkeit strahlen. Der ausländische und teuflische Gottesdienst wird verschwinden und die Schmach der Feigheit wird hinausgefegt werden bis über die Grenzen des Himmels und der Erde. Die Geister des Himmels werden gesühnt und die Wünsche der Menschen zufriedengestellt sein. Die Leiden, welche zwei Kaiserinnen erdulden mußten, werden sich nicht wiederholen, die Schmach der letzten beiden Herrscher wird ausgetilgt werden und Land und Regierung Ew. Majestät werden sich des vollkommensten Glückes erfreuen.

Ew. Majestät Diener weiß, daß er beim Niederschreiben dieser Vorstellung den Fehler beging, die Grenzen seiner amtlichen Stellung zu überschreiten. Wenn er deßhalb gestraft werden sollte, so wird er sich nicht beklagen."

Ceylon.

Dschaffna. (Vgl. oben S. 84.) Msgr. Bonjean, Bischof von Medea i. p. i. und apostolischer Vikar von Dschaffna, gibt uns in folgendem Schreiben vom 17. December 1875 eine kurze Übersicht über die Geschichte seiner Mission in den beiden letzten Jahren und vervollständigt dadurch die Notiz, welche wir im vorigen Jahre über dieselbe geben konnten. (1875, S. 133 ff.)

„Das Schisma, welches im Jahre 1872 ein goanesischer Priester zu Manaar und Mantotte predigte, machte das ganze Jahr 1874 reich an Schmerzen und Bedrängnissen. Von diesem Manne aufgehetzt empörte sich eine ganze Kaste und wollte uns das Heiligthum U. L. Fr. vom Rosenkranze zu Maddu entreißen. Am 20. Januar 1873 wurden die unwissenden Katholiken verleitet, eine Erklärung zu Gunsten des schismatischen Eindringlings zu unterzeichnen und dieser hatte die Stirne, mir das Schriftstück nebst einer in gebieterischem Tone gehaltenen Aufforderung zuzuschicken. Gestützt auf die Hilfe eines hohen Beamten und ermuthigt durch die fanatischen Wesleyaner, die schon seit Jahren sich in Manaar festsetzen möchten, strengten die unglücklichen Verirrten bald darauf einen Prozeß wegen der Kirche wider mich an. Die einflußreichen Parteien, die sich gegen uns verbanden, und die principielle Frage, die mit einfloß, machten diesen Rechtsstreit zu einer cause célèbre, deren endliche Lösung die Heiden und Protestanten fast ebenso sehr in Spannung hielt als uns Katholiken.

Am 26. August 1874 wurde zu Manaar der Prozeß nach sechs Tagen höchst unangenehmer Verhandlungen in erster Instanz entschieden. Wir hatten gegen uns eine ganze Kette gemeiner Intriguen, die schlecht verhüllte Feindseligkeit eines voreingenommenen Richters und Eidschwüre, die man mindestens gewagt nennen muß (hard swearing). Das Urtheil, das diese traurigen Verhandlungen krönte, war ein jämmerlicher Versuch, unser Recht in einem Athemzuge zu bejahen und zu verneinen. Der Richter anerkannte, daß die fragliche Kirche vom Bischofe abhänge und wahrte ihm das ausschließliche Recht, Priester an derselben anzustellen, aber zugleich hielt er es für gut, das Eigenthumsrecht der Kirche den Rebellen zuzusprechen und dem Bischofe die Pflicht aufzulegen, sich in der Wahl der untergeordneten Angestellten nach der Abstimmung des Volkes zu richten.

Diese Entscheidung öffnete nicht nur allen Umtrieben der Schismatiker Thür und Thor, sondern warf auch unsere ganze Kirchenverwaltung über den Haufen und gefährdete das Ansehen des Bischofes. Wir konnten weder einen so schlimmen Präzedenzfall zugestehen, noch uns mit so revolutionären Grundsätzen zufrieden geben. Wir appellirten also, und ohne etwas zu vernachlässigen, was unsere Lage fördern konnte, setzten wir unser ganzes Vertrauen auf die Hilfe von oben, auf die Fürbitte jener, die von der Kirche mit den Worten gegrüßt wird: ‚Du allein hast alle Häresien in der ganzen Welt besiegt.' Feierliche Gelübde zu Ehren Mariä, öffentliche Gebete während mehr als neun Monaten, eine tägliche Messe während des ganzen Mai: das waren unsere Waffen gegen die Bosheit mächtiger Widersacher.

Unser Vertrauen wurde nicht getäuscht: das Urtheil des obersten Gerichtshofes lautete höchst beschämend für unsere Feinde, indem es alle unsere Rechte bestätigte und entschied: 1. daß in den Streitigkeiten zwischen den zwei Jurisdiktionen [der römisch-katholischen und der goanesischen] das Concordat von 1857 als maßgebendes Gesetz betrachtet werden solle; 2. daß, obwohl die römisch-katholische Kirche auf Ceylon durchaus nicht als die vom Staate anerkannte (established) Kirche zu betrachten sei, dennoch die Gerichtshöfe sie schlechthin als eine religiöse, auf conventioneller Grundlage fußende Gesellschaft betrachten und ihre Gesetze und Normen berücksichtigen müßten, wo immer es sich um die Ermittelung von Rechten handle, die das geistliche und weltliche Gebiet beträfen. In specie wies der oberste Gerichtshof 1. die Klagen der Schismatiker ab, und erklärte 2. daß der apostolische Vikar des nördlichen Vikariates und seine Nachfolger allein das Recht hätten, einen Priester an der Kirche von Maddu zu ernennen, und daß 3. dem so ernannten Priester unter der Aufsicht des apostolischen Vikars und gemäß der Gebräuche und Disciplin der römisch-katholischen Kirche auf dieser Insel, die Verwaltung der Kirche, ihres Grundbesitzes und ihrer beweglichen Habe einzig und allein zustehe.

Mit Freuden führe ich diese Entscheidung an, die der englischen Gerechtigkeit ebenso sehr zur Ehre gereicht, als das erstere Urtheil sie zu beflecken drohte. Ich zweifle, ob in einem Lande, in dem die Grundsätze des modernen Liberalismus herrschen, ein katholischer Bischof Aussicht hätte, die Rechte der Kirche ebenso vollständig anerkannt zu sehen. Die Wichtigkeit dieses Erkenntnisses geht weit über den bloßen Streit um Maddu hinaus; dasselbe ist eine Norm für alle richterlichen Entscheidungen dieser Art, stellt die leitenden Grundsätze fest und schneidet ein- für allemal ähnliche Versuche ab.

Der Urheber all' dieser Wirren starb an einem plötzlichen Cholera-Anfalle ohne Widerruf und ohne Sacramente, nachdem er den Tag auf der Jagd zugebracht hatte. Umsonst schrie er, man solle ihm einen unserer Patres rufen; die Indianer wagten nicht bei Nacht auszugehen, und so mußte der Unglückliche, der seinen Aufenthalt in Mantotte in der Hoffnung, ein für unsere Rechte ungünstiges Urtheil zu erwirken, verlängert hatte, elendiglich sterben drei Tage vor dem Entscheid, der alle seine Pläne vereitelte.

Ich hoffe, dieser Sieg werde bald die Umkehr aller Abtrünnigen und die vollkommene Beilegung des Schisma's auf Ceylon zur Folge haben. Schon gereichen uns einzelne Bekehrungen zum Troste; ich bitte für diesen Zweck um die Gebete Ihrer frommen Leser! Möge es mir vergönnt sein, das Weihegeschenk U. L. Fr. vom Siege in Paris zu Füßen zu legen, das ich für den Tag versprach, welcher die klaffende Wunde des Schisma's in dieser schönen Mission sich schließen sieht!

Der hochwürdigste Herr gibt dann eine ausführliche Schilderung einiger Missionen, die im Vikariat gehalten wurden. Wir werden dieselbe in der nächsten Nummer mittheilen und geben hier den Schluß seines Briefes.

Die folgende Tabelle gewährt eine Uebersicht über die apostolischen Arbeiten der Missionäre von Dschaffna während der letzten zwei Jahre (1874 und 1875):

Taufen von Kindern katholischer Eltern	5,159
Taufen von Kindern heidnischer Eltern	440
Bekehrungen von Protestanten und Heiden	435
Ehen	1,221

Im Vikariate sind 2 Klöster von der heiligen Familie von Bordeaux mit 10 europäischen Schwestern; ferner haben wir 25 eingeborene Schwestern „des hl. Petrus", welche 4 Waisenhäuser von der heiligen Kindheit leiten, und 7 eingeborene Brüder vom hl. Joseph.

Was unser großes Werk der katholischen Schulen betrifft, so legt die folgende Zusammenstellung unsern Fortschritt seit 1871 dar:

	Schulen	Zöglinge		
		Knaben	Mädchen	Gesammtsumme
1871 . . .	50	1,584	419	2,003
1872 . . .	54	1,870	503	2,373
1873 . . .	64	2,988	735	3,723
1874 . . .	87	4,121	1,363	5,484
1875 . . .	88	4,310	1,595	5,905

Diese Zahlen, welche unsere Siege über den Strom des täglich wachsenden Unglaubens angeben, werden, wie ich hoffe, die Aufmerksamkeit der Freunde unserer Mission auf sich lenken. Der Kampf um die Schule ist hier von derselben Wichtigkeit wie anderswo. Alles schreit nach Volksbildung. Seit fünf Jahren hat man die Schulen fabelhaft vermehrt. Auch wir durften große Opfer nicht scheuen, wenn wir nicht alle unsere Kinder protestantischen oder ungläubigen Händen anvertraut sehen wollten. Wir machten uns also an's Werk, und mit großen Summen und vieler Mühe und Arbeit haben wir es erreicht, daß nun mit sehr wenigen Ausnahmen alle katholischen Kinder unsern Schulunterricht genießen, während früher nur die Minderzahl so glücklich war.

Mit innigem Danke für das Werk der Glaubensverbreitung verzeichne ich diesen Erfolg; ohne bedeutende Zulage zu der jährlichen Geldgabe für unser Vikariat hätten wir verzweifeln müssen. Nun hat es Gott in seiner Barmherzigkeit gefügt, daß wir gerade im entscheidenden Augenblicke die Concurrenz der reichen protestantischen

Sekten nicht zu fürchten brauchen. Wenn wir früher nur mit Mühe gegen den Einfluß der protestantischen Stadtschulen uns wahren konnten, was wäre erst geschehen, wenn in jedem katholischen Dorfe eine häretische Schule eröffnet worden wäre?

Unser Seminar zählt gegenwärtig 17 Seminaristen, unser Scholastikat hat 4 Theologen; eben habe ich zweien davon die Subdiakonats- und Diakonatsweihe ertheilt. Unser junger Klerus zählt gegenwärtig einen Tonsurirten, zwei, welche die niederen Weihen empfingen, einen Subdiakon und zwei Diakonen. Die kürzliche Ankunft der hochw. PP. Lytton und Batayron von der Congregation der Oblaten erhebt die Zahl der Missionäre, die mit mir „des Tages Last und Hitze" tragen, auf 33.

So steht es mit uns auf Dschaffna. Diese Zeilen bieten Ihnen ein kleines Bild unserer Arbeiten, unserer Erfolge und Mißerfolge, unserer Freuden und Leiden, unserer Hoffnungen und Befürchtungen. Es erübrigt nur noch, daß ich allen Lesern dieses Briefes zurufe: ‚Betet ein ‚Vater' und ‚Ave' für die Mission von Dschaffna, ihre 66,000 Katholiken, ihre Priester und ihren armen Bischof!'"

Palästina.

(Erbaulicher Tod einer christlichen Frau.) Der hochw. P. Maria Felix aus dem Orden der unbeschuhten Carmeliter, welcher einige Stunden von Nazareth die Mission von Scheffa-Amar versieht, erzählt uns folgenden Zug:

„Miriam Namusse, eine unserer eifrigsten Congreganistinnen, erbaute alle Nachbarn durch die engelgleiche Geduld, mit der sie jede Unbild und Verfolgung von Seiten ihrer Schwiegermutter und ihres Schwagers ertrug. Aber diese nie gestörte Ruhe erbitterte den Letzteren nur noch mehr, und je sanfter sie sich zeigte, desto roher behandelte sie der Unmensch. Eines Tages schlug er die arme Frau, die gerade damals am meisten Schonung bedurft hätte, so grausam, daß sie sich nur mit Mühe zu ihrer Mutter schleppen konnte und daselbst schwer krank zusammenbrach. Doch noch mehr als die peinlichsten Leiden schmerzte die unglückliche Mutter der vorzeitige Tod ihres Kindes. Ich wurde gerufen, um die Beicht dieser christlichen Dulderin zu hören. Als ich zu ihr kam, traf ich sie in Gesellschaft von Madame Toulouse, der Oberin der Schwestern von Scheffa-Amar, und von Madame Taclu, der Vorsteherin der Kinder Mariä! Sie antwortete auf die Ermahnungen dieser Damen: ‚Ja, ich verzeihe, ich verzeihe von ganzem Herzen — das ist es ja, was Ihr mich gelehrt habt!' Da ich die Sterbende in so ausgezeichneter Stimmung fand, beschloß ich, ihre Schwiegermutter und ihren Schwager an ihr Todbett zu führen.

Miriam wurde zusehends schwächer; ihre Augen waren schon gebrochen. Das Wehegeschrei der Schwiegermutter belehrte sie, wer da sei, und sofort streckte sie ihr die Arme entgegen, ergriff ihre Hand, küßte sie ehrfurchtsvoll und bat sie um Verzeihung für alles Leid, das sie ihr etwa verursacht hätte. Jetzt trat der Schwager an ihr Bett. Miriam hatte ihm schon vorher von Herzen vergeben und jetzt drückte sie ohne Zaudern ihre Lippen zum Zeichen der Versöhnung auf diese Hand, die ihr mehr genommen hatte als das eigene Leben. Die Mutter Miriams hatte am Abende vorher im Übermaße ihres Schmerzes geschworen, niemals dem Mörder ihrer Tochter zu verzeihen: ‚Eher wollte ich mir die Augen ausreißen, als den Elenden noch einmal sehen' — hatte sie in ihrer Verzweiflung ausgerufen. Nun war sie Zeugin dieser herrlichen Versöhnung. Die Kranke ergriff die Hand ihrer Mutter und beschwor sie auf das Eindringlichste bei der Liebe, die sie zu ihr hege, Alles zu vergessen und zu vergeben. Zu Thränen gerührt gab die Mutter den Bitten der sterbenden Tochter nach und gewährte vollkommene Verzeihung.

Einige Augenblicke später kamen zwei Regierungsbeamte und wollten von Miriam den Namen dessen erfahren, der sie geschlagen habe. ‚Gott hat mich geschlagen,' war ihre Antwort; ‚beschuldiget Niemanden meines Todes!' Dann nahm sie ihren Brüdern noch das Versprechen ab, keine gerichtliche Klage zu veranlassen.

Nun sammelte sie sich, legte ihr Skapulier, ihre Congregationsmedaille und ihr Gebetbuch zusammen auf die Brust und wandte sich an die Vorsteherin der Congregation mit den Worten: ‚Ich bitte Sie, meine Mitschwestern um Verzeihung zu flehen für all' das böse Beispiel, das ich ihnen gegeben!' Noch sprach sie Worte des Dankes, daß man sie Gott kennen und lieben gelernt, und einige Stunden später war Miriam im Herrn entschlafen."

Vereinigte Staaten von Nordamerika.

Louisiana. Wir haben bereits zu wiederholten Malen von den apostolischen Schulen gesprochen. Ihr Gründer, der hochw. P. Alberich von Foresta S. J., ist am 2. Mai d. J. zu Avignon fromm im Herrn entschlafen, nachdem er die Freude und den Trost gehabt, sieben dieser Anstalten, welche berufen sind, der Kirche tüchtige Missionäre heranzubilden, in's Leben treten zu sehen. Die jüngste derselben ist im Missionshaus des hl. Karl zu Grand-Coteau unter der Leitung eines deutschen Jesuiten, P. Conrad Widmann, eröffnet worden.

Grand-Coteau ist ein kleiner Flecken in West-Louisiana, südlich vom Red River gelegen[1] in einer einsamen aber fruchtbaren Landschaft; die Umwohner, meist französischer Abkunft, sind fast alle katholisch und die Pfarrei zählt an 8000 Seelen, brave, arbeitsame Leute, von denen erst jüngst ein louisianischer Senator sagte: „Euer Volk von Grand-Coteau bringt uns kaum jemals einen Fall für das Criminalgericht; das ist wunderbar." Um das Jahr 1835 bat der Erzbischof Blanc von New-Orleans die Jesuiten, sie möchten zu Iberville ein Kolleg eröffnen; der Ort schien aber nicht geeignet und nach wiederholten Anfragen an verschiedenen Orten führte die Vorsehung den P. Point, welcher die neue Anstalt gründen sollte, in die Gegend von Grand-Coteau. Hier glaubte er die nothwendigen Vorbedingungen für das zu errichtende Colleg gefunden zu haben und ohne Zögern gab er sich an's Werk. Der Anfang war nicht glänzend. Eine mehr als arme Holzkirche, ein kleines Blockhaus, das gegenwärtig noch steht, diente als Wohnung für die Pensionäre und als Schullokal, ein anderes Blockhaus als Wohnung für die Patres — das waren die ersten Anfänge des Missionshauses zum hl. Karl. Dazu hatte man in der ersten Zeit nicht nur mit bitterer materieller Noth, sondern auch mit dem Haß der antikatholischen Partei jener Gegend zu kämpfen. Drohbriefe forderten die Patres auf, augenblicklich Louisiana zu verlassen; eine Fluth von Verleumdungen in den Tagesblättern war bestimmt, das Volk aufzuhetzen. Aber P. Point ließ sich nicht einschüchtern. Gegen 60 Zöglinge waren gleich im ersten Jahre gekommen und die engen Räume des Blockhauses mußten diese ganze Schaar beherbergen. Auf so viele hatte man nicht gerechnet; daher wurden denn an jedem Morgen die Betten hin-

[1] 92° 5′ westl. Länge von Greenwich; 30° 22′ nördl. Br.

weggeräumt und der Schlafsaal diente dann der Reihe nach als Studiensaal und Speisesaal, bis er am Abende wiederum seine alte Gestalt annahm. Die Zöglinge waren frisch und froh, studirten wacker und liebten die Anstalt wie eine Mutter, so daß man heute noch diese ersten Jahre trotz aller Mühsal und Entbehrung nur die „guten alten Zeiten" nennt.

Natürlich mußten neue Gebäude aufgeführt werden, ein Unternehmen, das abermals mit den größten Schwierigkeiten verbunden war. Aber langsam ging es vorwärts und bald bot das Kolleg 130 Zöglingen Unterkunft. So wirkte die Anstalt fast 20 Jahre, und Gott allein kennt das Gute, welches während dieser langen Zeit in ihren Mauern zum Unterrichte der katholischen Jugend geschah. Da kam der nordamerikanische Bürgerkrieg und in seinem Gefolge stiegen die Schwierigkeiten der Art, daß man endlich im Jahre 1868 es für gerathen hielt, die Anstalt zu schließen. Der Beschluß scheint eine besondere Fügung der Vorsehung gewesen zu sein; denn kurz nachher legte eine Feuersbrunst das große Spring-Hill-Kolleg in Asche, und so konnte Grand-Coteau den Lehrern und Zöglingen dieser Anstalt eine zeitweilige Unterkunft bieten. Als dann Spring-Hill wieder erbaut war und die Zöglinge in seine neuen Räume zurückkehrten, hatte Gott dem nun wieder leerstehenden Hause des hl. Karl eine neue Aufgabe eröffnet.

Es sollte nun ein Noviziat für Missionäre werden; Jünglinge, die den Beruf zum apostolischen Leben in der Gesellschaft Jesu in sich fühlten, sollten hier die Prüfung und die Tugend-

Das Missionshaus vom hl. Karl zu Grand-Coteau (La).

schule dieses Standes bestehen. Zwölf junge Leute aus der Schweiz waren die ersten, die sich zur Aufnahme meldeten. Weil jedoch nicht alle die nöthigen wissenschaftlichen Vorkenntnisse besaßen, so eröffnete man für den Rest ein Seminar oder eine apostolische Schule, deren Zöglinge unentgeltlich Unterhalt sowohl als Erziehung und Unterricht empfangen, dagegen aber die Verpflichtung übernehmen, in der Folge als Arbeiter im Weinberge des Herrn zu wirken, falls es dem lieben Gott gefallen sollte, sie zu dieser hohen Aufgabe zu berufen. So ist denn Grand-Coteau jetzt durch Gottes Fügung ein Missionshaus geworden. Gegenwärtig bereiten sich etwa 20 Novizen und 8 Seminaristen in diesem Hause auf die Mühsale des apostolischen Lebens vor, während schon über 20 sich dem Herrn bereits durch die heiligen Gelübde geweiht haben.

Möge das Haus des hl. Karl immer reichlichere Früchte tragen! Die vielen Stürme, die es bisan zu bestehen hatte, sind ein Zeichen, wie sehr es den Haß der Hölle auf sich zog und wie viel Gutes sie von dieser Anstalt fürchtet.

Mission unter den Indianern. (Fortsetzung.) Ein anderer Brief desselben P. Philipp Rappaglioſi vom 14. April 1875 macht uns mit einer Schwierigkeit bekannt, der die Indianer-Missionäre gar oft zu begegnen haben, nämlich mit der Launenhaftigkeit, Empfindlichkeit und kleinlichen Eitelkeit der Häuptlinge; die Gewandtheit, mit der der Pater den beleidigten Häuptling zu versöhnen und zu gewinnen weiß, und das bei

dieser Gelegenheit gebotene Bild indianischer Lebensgewohnheiten bestimmt uns, auch diesen Brief unsern Lesern vorzulegen.

„Seit meinem letzten Briefe habe ich zwei Wochen in einem andern indianischen Lager zugebracht, um den Erstcommunikanten-Unterricht zu ertheilen. Der Häuptling desselben war seit einiger Zeit gegen uns verstimmt. Er ist ein Mann von großer Beredsamkeit (nach indianischen Begriffen) und noch größerem Stolze; dieses Letzteren bedienten sich einige Weiße, Protestanten oder Namens-Katholiken, um ihn von uns abwendig zu machen. Durch die letzten Verträge zwischen der Regierung der Vereinigten Staaten und seinem Stamme erhielt er in Folge der Abtretung eines Theiles des Indianergebietes viel Geld; — auch das trug dazu bei, ihm den Kamm anschwellen zu machen, so daß er anspruchsvoll und unlenksam wurde. Der Zweck meiner Reise war daher ein doppelter: ich wollte die Kinder im Katechismus unterrichten, und das Herz dieses störrischen Wilden und seiner Anhänger wieder gewinnen. Als ich im Lager eintraf, war er nicht zugegen; aber ich wußte, daß er den nächsten Tag heimkehren müsse, und so war es auch. Die erste Unterredung war, besonders im Anfange, sehr kühl. Als ich vor seiner Hütte vom Pferde stieg, stand er zufällig vor der Thüre und sah mich an, als kenne er mich gar nicht. Ich näherte mich ihm, ergriff seine Hand und grüßte ihn. Er wendete den Kopf ab und gab keine Antwort. Als hätte ich nichts bemerkt, fuhr ich fort: ‚Ich komme, dich zu besuchen.' Da winkte er mit der Hand gegen die Thüre und sagte: ‚Tritt ein.' Ich trat ein und traf zwei Indianerinnen an, die mir einen großen Holzstuhl anboten; diesen hielt ich für den Thron des Indianerbeherrschers, der noch immer in böser Laune draußen stehen blieb. Ich setzte mich daher nur auf ein Bänkchen. Nach einigen Minuten kam auch der Häuptling und nahm ohne weitere Umstände auf dem großen Sessel Platz; ich aber war sehr zufrieden, ihn leer gelassen zu haben. Alsdann theilte ich ihm mit, daß ich für die Erstcommunikanten gekommen sei, und daß ich mich deßhalb einige Tage im Lager aufhalten werde. Er gab darauf nicht Acht, sondern fing gleich ganz barsch an, seinem Zorne Luft zu machen wegen einer Unbilde, die er, wie er behauptete, von einem der Schwarzröcke erfahren habe. Ich wußte schon die ganze Geschichte und hatte auch diesen Ausbruch erwartet; daher ließ ich ihn mit aller Geduld reden, und als ich merkte, daß er seinen Vorrath an polterndem Zorne ausgekramt habe, sagte ich ganz ruhig: ‚Es gefällt mir, daß du mir dein Herz eröffnet hast; aber vielleicht werden wir darüber ein anderes Mal sprechen. Ich werde zu dir zurückkehren; heute wollte ich nur für einen Augenblick kommen und jetzt begebe ich mich zu dem, der mir für diese Nacht eine Herberge angeboten hat,' und indem ich meine Hand auf seine Schulter legte, sagte ich ihm wie dem besten Freunde in's Ohr: ‚Ich will auch ein paar Mal bei dir essen und schlafen; du weißt ja, daß ich hier keine Wohnung habe.' Er antwortete mir ruhig: ‚A!' d. h. gut. Dieses ‚a' schien mir gar nicht geringfügig; zufrieden mit meinem ersten Besuche bestieg ich mein Pferd, in der Hoffnung, daß nach dem A schon das B und alles Übrige folgen werde.

Nach zwei Tagen fand ich mich wieder ein. Der Empfang gestaltete sich schon besser; er gab mir die Hand, hieß mich auf seinen Stuhl niedersitzen und reichte mir selbst die Pfeife, was bei den Wilden das größte Zeichen der Freundschaft ist. Dann sagte er zu mir: ‚Philipp, ich liebe dich,' und fügte ein schmeichelhaftes Compliment bei über meine Aussprache und Kenntniß der Indianersprache. Den Augenblick seiner günstigen Stimmung benützte ich, ihm zu sagen, ich hätte seit dem frühen Morgen noch nichts gegessen. Sogleich ließ er mir ein gutes Mahl bereiten. Um mich zu ehren, wollte er, ich sollte allein essen; aber ich bemerkte ihm, daß ich es lieber hätte, wenn wir es zusammen thäten. Dann setzte er sich neben mich und rief noch drei oder vier der am besten Unterrichteten. Nach dem Mahle wurden die Sitze am Feuerherde wieder eingenommen, die Pfeife unter feierlicher Stille angezündet und im Kreise herumgereicht. Kaum tanzten die ersten Rauchwölkchen in der Luft, da brach der Häuptling das Stillschweigen und sprach: ‚Schwarzrock, wenn der Wilde mit seinen Freunden gegessen hat, raucht er, und während er raucht, spricht er von dem, was er auf dem Herzen hat.' Ich merkte, wohin diese Einleitung abzielte; ich antwortete: ‚A!' und er wiederholte den ganzen Zornesguß wie vor zwei Tagen. Die Sache verhielt sich so: Um Weihnachten war für die Wilden eine große Mission abgehalten worden, die mit dem Festtag der heiligen drei Könige schloß. Weil die Wilden auf der Jagd waren, konnte man sie nicht eher versammeln. In der heiligen Weihnacht fand wie gewöhnlich mit großer Feierlichkeit und unter zahlreicher Zusammenkunft der Wilden Gottesdienst statt. Jedoch rieth der Pater, der die Mission gab, Allen, den letzten Tag derselben für die Generalcommmunion zu erwarten, ließ es aber gleichwohl frei, wenn Jemand es wollte, auch in der heiligen Nacht zu communiciren. Mein Häuptling traf nun gerade am Vorabend vor Weihnachten ein und ging zum Pater, um zu beichten und zu communiciren; der Pater gewährte ihm beides, bemerkte aber, daß alle andern Häuptlinge der versammelten Stämme es vorzögen, bis zum Schlusse der Mission zu warten, um sich besser vorzubereiten, und daß auch er besser gethan hätte, das Gleiche zu thun. Stolz entfernte er sich und ließ über Alles und Jedes seinem Ärger freien Lauf.

Als er nun seine Klagen vor mir auszukramen begann, frug er, warum dieses Jahr im Stamme des hl. Ignatius Weihnachten nicht sei gefeiert worden. Ich entgegnete: es sei gefeiert worden, ich hätte das Volk um Mitternacht versammelt, die Kirche geschmückt und erleuchtet und das Christkindlein auf dem Altar liegen gesehen u. s. f. Mit wahrhaft pharisäischer Heuchelei warf er ein: Weihnachten sei nicht gefeiert worden, weil die heilige Communion nicht abgehalten worden wäre. Ich entgegnete: ‚Wer wollte, konnte communiciren, auch du hättest sie empfangen können, wie die Andern.' ‚Aber,' erwiederte er, ‚der Pater hat sie mir verweigert.' ‚Der Pater hat sie dir nicht verweigert,' sagte ich, ‚sondern er hat dir nur gesagt, was er auch den Andern sagte, nämlich bis zum Schlusse der Mission zu warten und so sich besser vorzubereiten.' Er wußte nichts zu entgegnen und schien befriedigt. Dann ging er darauf über, mir andere sonderbare Fragen vorzulegen, die nicht aus seinem Kopfe stammten, sondern ihm in boshafter Weise von den Weißen waren beigebracht worden. Ich beantwortete ruhig eine nach der andern, und als er nichts mehr vorzubringen hatte, richtete ich meine Anrede an alle Umstehenden und ermahnte sie zum treuen und lebendigen Festhalten am Glauben. Als ich geendet, riefen alle wie aus einem Munde: ‚So ist es!' und da es schon Nacht war, verrichteten wir das Abendgebet und Jeder suchte seine Schlafstätte auf. Früh am Morgen ging ich fort, um in der Hütte eines Kranken, dem ich das schon zugesagt, die heilige Messe zu lesen. Ich theilte dem Häuptlinge gleichwohl mit, daß ich nächsten Sonntag in seiner Wohnung celebriren werde, es sollten sich also da die Wilden versammeln. Das that seiner Eigenliebe recht wohl, und ich benützte die Gelegenheit, ihn zur Beicht einzuladen. Während der Woche fuhr ich im Katechismus-Unterrichte fort. Samstags kehrte ich zum Häuptling zurück; er empfing mich sehr freundlich, beichtete und nach ihm noch mehrere. Die Unterhaltung am Abend verlief in aller Freundlichkeit, kein übelgelauntes Wort fiel. Am Sonntag Morgen fanden sich die Wilden ein und der Häuptling und die andern communicirten. Als ich mich verabschiedete, gab mir der Häuptling die Hand, versicherte mir seine Zufriedenheit und versprach auf Ostern zur Kirche der Mission zu kommen, ein Versprechen, das mich tröstete und mir bewies, daß er wieder ganz gewonnen sei. Er hielt Wort und besuchte hiebei auch die andern Patres. Mit ihm kamen auch alle, die ich zur ersten Communion vorbereitet hatte; sie empfingen dieselbe an diesem größten Festtage des kirchlichen Jahres.

Venezuela.

Im Jahrgang 1874, S. 213 ff. haben wir eingehend den vom Liberalismus inscenirten Kirchenstreit von Venezuela geschildert. Im vorigen Jahre S. 41 ff. konnten wir sowohl den energischen Protest mittheilen, welchen der von der Staatsgewalt abgesetzte Erzbischof von Caracas, Sylvester Guebara y Lyra, an den Nationalcongreß gerichtet, als auch das päpstliche Breve, in welchem der von der Staatsgewalt eingesetzte Erzbischof excommunicirt wurde. Unterdessen hat der Streit seinen Fortgang genommen und der gegenwärtige Präsident von Venezuela, Gusman Blanco, scheint allen Kirchenverfolgern der alten und neuen Zeit und Welt zeigen zu wollen, wie man mit Erfolg die katholische Kirche in einem Lande vernichten könne.

Jüngst hat derselbe an den Congreß eine Botschaft gerichtet, in der er sich bemüht, die Verantwortung für die kirchliche Spaltung von sich abzuwälzen und dem rechtmäßigen Erzbischofe aufzubürden, weil dieser den Posten nicht verlassen will, der ihm vom heiligen Stuhle anvertraut wurde. Er hat sogar die Stirne, den apostolischen Nuntius der Lüge und des Betruges zu zeihen, und erklärt alle diplomatischen Mittel erschöpft in Bezug auf die Neubesetzung des erzbischöflichen Stuhles von Caracas. Da sein Mandat mit dem 28. Februar 1877 zu Ende geht und er für die bevorstehenden Wahlen den Einfluß des Klerus und der Bischöfe nur zu sehr fürchtet, so möchte er noch vor Ablauf dieser Frist der Kirche den Gnadenstoß geben. In seiner Botschaft lesen wir daher:

„Ich will der neuen Regierung nicht das Erbe einer so verwickelten Frage übermachen. Das hieße nicht nur die neue Regierung, sondern die ganze Nation der größten Gefahr preisgeben. Ich hege die Überzeugung, daß unsere Feinde, die sich bei ihrer Arbeit der Maske der Religion bedienen, uns dem Obskurantenthum überliefern wollen, dessen Fanatismus unser Land umringt, statt uns vorwärts schreiten zu lassen unserer strahlenden Zukunft entgegen. So habe ich denn ein Gesetz entworfen, welches die Kirche von Venezuela unabhängig macht von dem Bischofe von Rom, indem es die Wahl der Pfarrer durch das Volk, die Wahl der Bischöfe durch die Pfarrer und die Wahl des Erzbischofes durch den Congreß anordnet.

Dieses Gesetz wird nicht nur die kirchliche Frage zur Lösung bringen, sondern ein Vorbild sein für das ganze christliche und republikanische Amerika, das bisan durch den Einfluß der römischen Curie behindert wurde, vorwärts zu gehen auf dem Wege der Freiheit, der Ordnung und des Fortschrittes. Die civilisirte Welt wird in diesem Gesetze die Morgenröthe der Wiedergeburt Venezuela's erblicken."

Unsere Leser werden die Sprache und die Absichten des „berühmten Amerikaners", wie Gusman Blanco sich zu nennen liebt, durchschauen und die Überzeugung haben, daß dieser Mann nichts anderes bezweckt als den völligen Umsturz der katholischen Kirche. Als Freimaurer haßt er dieselbe und fürchtet mit gutem Grunde den Einfluß, den sie sich unter der spanischen Bevölkerung der Republik Venezuela bewahrt hat. Der Haß Gusman's gegen die Kirche und seine Furcht vor ihr werden von den zahlreichen Protestanten, die sich zu Caracas, Puerto Cabello und in der Quaira angesiedelt haben, fleißig geschürt und wach gehalten. Diese Fremden sind empört über die angeborene Abneigung der Venezuelesen gegen alle Häretiker, und sie beschuldigen den Klerus, daß er die Schuld dieser Volksstimmung trage. In der That fordert in Venezuela der gute Ton, daß man keine nähere Beziehung zu den Feinden der wahren Kirche habe, und es wird noch lange Zeit brauchen, bevor dieser instinktive Abscheu vor der Lüge aus diesen Ländern verschwinden wird.

Gusman Blanco will demnach seine Wiederwahl dadurch sichern, daß er sich gegen seine Freunde, die Protestanten, dankbar zeigt, die ihm bereits im Jahre 1870 das nöthige Geld gaben, welches seine Schritte gegen die Nationalvertretung seines Landes erfolgreich machte. Der Congreß besteht ausschließlich aus den Staaten, welche an dem Verfassungsbruche von 1870 theilnahmen. Gleich allen ähnlichen gesetzgebenden Versammlungen, die aus der Pfütze der Revolution emporstiegen, ist auch dieser Congreß sklavisch seinem Dictator ergeben und genehmigte die Gesetzesvorlage, von der derselbe in seiner Rede gesagt hatte: „Sie muß unser großes Volk von dem römischen Alpe befreien, von diesem unfehlbaren und unsichtbaren Vampyre, der das Mark unserer großen Nation aussaugen möchte."

Der Gesetzesentwurf des Mannes, der Caracas mit Bomben beschießen ließ, wurde den 20. Mai in erster Lesung angenommen und wird zweifelsohne in Kraft treten. Er lautet wie folgt:

1. Da die Constitution die Cultusfreiheit gewährleistet, hat jede Religionsgesellschaft das Recht, ihren Gottesdienst offen zu üben, wenn nur der Frieden und die öffentliche Sittlichkeit dadurch nicht beeinträchtigt oder die constitutionelle und legale Ordnung nicht gestört wird.

2. Da der Staat keine Staats-Religion anerkennt, so haben alle bestehenden oder künftigen Religionsgenossenschaften sich durch die Almosen ihrer Anhänger zu erhalten.

3. Venezuela hat das Recht, alle Priester auszuweisen: man wird dieses Recht namentlich gegen jene Priester handhaben, die der öffentlichen Ordnung oder der Souveränetät der Republik gefährlich sein könnten.

4. Venezuela wird auf seinem Gebiete keinen Erzbischof, Bischof, Domherrn oder sonst ein Glied der römischen Hierarchie dulden, weil diese Würden mit der Unabhängigkeit und Souveränetät des Vaterlandes unverträglich sind.

5. Die Kirchen und (kirchlichen) Genossenschaften können keinen Besitz erwerben; wenn sie etwas besitzen, so bedürfen sie zur Veräußerung einer Erlaubniß der Regierung.

6. Das Lesen, das Verbreiten und die Ausführung des Syllabus, der Bullen, Breven, Schreiben, Encycliken, bischöflichen Verordnungen und Hirtenbriefe ist in dem ganzen Gebiete der Republik verboten.

7. Die Kanzelfreiheit ist aufgehoben.

8. Der Unterricht ist jedem Kleriker verboten.

9. Die dem Cultusbudget bestimmten Summen sind dem Budget des öffentlichen Unterrichtes zu überweisen.

10. Wer diesem Gesetze zuwiderhandelt, verfällt der Strafe der Verbannung.

11. Alle Kirchengesetze, sofern sie diesem Gesetze entgegenstehen, sind aufgehoben.

Es fehlt nur ein 12. Artikel: „Jeder Katholik wird mit dem Tode bestraft."

Miscellen.

Die Neger und die katholische Kirche. Unter diesem Titel enthält das Wochenblatt der ‚Amerika' vom 24. Mai 1876 folgenden Artikel: „Wahrhaft Gebildete, mit der Geschichte der Vergangenheit Vertraute wußten es längst, daß der Neger keine treuere Freundin als die katholische Kirche hat. Oder hat nicht, lange ehe die Urgroßmutter von Harriet Beecher Stone geboren war, ja ehe an das Ding, genannt Abolitionismus, auch nur gedacht wurde, einer der hervorragendsten Priester des Jesuitenordens, der selige Petrus Claver, sein Leben dem Dienste der damals so verachteten Schwarzen gewidmet? Er, ein Sohn des höchsten katalonischen Adels, ließ sein Schloß und das Erbe seiner Väter, um ‚der Sklave der Neger für immer' zu werden. Er pflegte sie in ihren ekelhaften Krankheiten, besuchte die Gefangenen und speiste die Hungrigen. Und während die hochfahrenden Nachkommen der ‚Pilgerväter' einen Farbigen noch heute schwer in ihre Gesellschaften zulassen, haben Clavers geistliche Söhne dieselben allezeit als ihre Brüder behandelt. Wir könnten noch Manches hinzufügen, wie z. B. die katholischen Synoden von Mexiko und Lima den Unterricht der Negersklaven in der christlichen Lehre anbefahlen, ihre Ehen unter kirchlichen Schutz stellten und die ihnen zugefügten Mißhandlungen mit Censuren belegten; auch könnten wir auf die Thätigkeit des hochw. Herrn Vaughan und zahlreicher anderer Priester in der Gegenwart hinweisen. Inzwischen wollen wir hier nur eines Faktums Erwähnung thun, aus welchem erhellt, daß auch unter den dem Katholicismus fern stehenden Negern ein Gefühl für dessen Verdienste um ihr Volk im Erwachen ist.

„Der Methodistenbischof John M. Brown hat jüngst in der methodistischen Zeitschrift ‚The Independent' einen Artikel veröffentlicht, in welchem er die Farbigen vor ‚den Angriffen der römisch-katholischen Kirche auf ihre Reihen' warnt. Mit Rücksicht auf diese Warnung hat nun Edward W. Blyden, ein Vollblutneger und Präsident der Negeruniversität zu Liberia, das Verhältniß der ‚beiden großen christlichen Confessionen' zu den Negern ausführlich beleuchtet.

‚Der denkende und gebildete Neger' — so erklärt Blyden in dieser Abhandlung — ‚kann, auch wenn er Protestant ist, unmöglich Geschichte studiren, ohne unwiderstehlich zur Anerkennung der Pflicht der Dankbarkeit getrieben zu werden, die seine Rasse der katholischen Kirche schuldet. Die einzigen christlichen Neger, die sich selbst befreiten und ihre Stellung als freie Bürger aufrecht erhielten, die Haytier, waren Katholiken. Und der größte Neger, den die christliche Welt bis jetzt hervorgebracht hat, Toussaint L'Ouverture, gehörte ebenfalls dieser Kirche an.'

‚Rom' — so fährt der Afrikaner dann fort — ‚hat viele Neger, männlichen wie weiblichen Geschlechts, kanonisirt. Welcher Ehre hat der Protestantismus seine Farbigen würdig befunden? Schon im 16. Jahrhundert ist ein Neger Professor der lateinischen und griechischen Sprache zu Granada geworden und hat eine vornehme Spanierin geehelicht. Sein Denkmal steht noch heute in der Kathedrale der Stadt am Xenil. Welche protestantische Universität hat einen Neger unter ihren Professoren geduldet? Die Historiker Brasiliens preisen den Namen des Negergenerals Henry Diaz. Und er war nicht der Einzige seiner Rasse, der in der portugiesischen Armee zu Ehren und Würden stieg. Ist etwas der Art auch in den Kriegsheeren protestantischer Völker gebräuchlich? Und ist der ‚Negerbischof' der Methodistenkirche, der Schreiber jenes Warnungstraktats, John M. Brown, etwa selber ein Neger?'

„Alle diese Erklärungen sind um so merkwürdiger, als Herr Blyden an vielen Stellen seines Traktats seinen Standpunkt als den eines Unitariers von der freieren Richtung nicht undeutlich zu erkennen gibt."

Die theologischen Schulen in Nordamerika. Das Erziehungs-Bureau in Washington gibt folgende Statistik über die theologischen Schulen in den Vereinigten Staaten, die ein recht erfreuliches Licht über das Aufblühen der katholischen Kirche in der „Neuen Welt" verbreiten:

	Schulen.	Professoren.	Studenten.
Katholiken	18	141	1288
Baptisten	16	55	638
Presbyterianer	15	74	617
Lutheraner	13	52	428
Prot. Episcopalen	12	56	299
Congregationalisten	8	50	392
Episcopale Methodisten	7	58	321
Reformirte	3	12	99

Sowohl was die Zahl der Schulen und der Professoren als die der Studenten betrifft, nimmt die kath. Kirche weitaus die erste Stelle ein — ein Beweis der Opferwilligkeit und des Eifers der nordamerikanischen Katholiken, sowie der thätigen Fürsorge ihrer Bischöfe.

Für Missionszwecke.

	Mark.
Für Loskauf und Unterhalt von Heidenkindern:	
Von R. in L.	50.—
Von A. u. W. durch Herder u. Co. in München	20.—
Alles zur größern Ehre des heiligsten Herzens unsers Herrn Jesus Christus	20.—
Durch Pf. Beyer in Alt-Kemnitz	20 —
Von Unbekannt	21.—
Ungenannt: „Gott lohne es meinem Kinde"	123.90
Durch W., Fericanci	8.42
Durch Pf. Heydthausen in Balthausen	9.—
Durch P. Gregor	21.—
Miserere mei, Jesu infans! miserere mei	50.—
Durch Dechant Stadlmaier in Mayen	60.—
Ungenannt aus Paderborn ö. W. 37½.	64.50
Für Loskauf und Unterhalt von Negerkindern:	
Von R. in L.	30.—
Durch Pf. Hippler in Wustack	15.—
Aus Brüssel von einem Dienstmädchen (4 Frcs.)	3.20
Für P. Ratisbonne in Jerusalem:	
Miserere mei, Jesu infans! miserere mei.	40.—
Für die Aussätzigen auf Madagascar:	
Durch Pf. Heydthausen in Balthausen	9 —
Von Ungenannt aus Mosbach	30.—
Für verschiedene Zwecke:	
Von R. in L.	20.—
Durch Prof. Wirthmüller von B. L. durch Herder u. Co. in München	80.—
Von C. A. G. durch Herder u. Co. in München	8.—
Von C. A. G. durch Herder u. Co. in München	8.—
Durch Pf. Buisson	2.50
Δεήθητε τοῦ κυρίου τοῦ θερισμοῦ	100.—
Aus dem Rheingau: „Lasset die Kleinen zu mir kommen"	12.—
Von K. A. B. H.	9.—
Von S—r in G—r	40.—
Aus dem Breisgau	5.—
Von dem Kindheit-Jesu-Verein in Oberursel	12.50
Aus Frankfurt a. M.	12 —
Von Rev. Muckerheide, Columbus, Wisc., durch B. Herder in St. Louis	180.—
Durch Pf. Rochell in Naumburg	20.—
Durch Pf. Faulhaber in Sandhausen	27.70
Von J. M. K.	20.—
Miserere mei, Jesu infans! miserere mei	50.—
Von B. M. in W. durch Gebr. Raeber in Luzern	36.—
Durch Caplan Siebold in Villafingen	10 —

Unter Mitwirkung einiger Priester der Gesellschaft Jesu herausgegeben von F. J. Hutter, Theilhaber der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.

Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg (Baden).
Zweigniederlassungen in Strassburg, München u. St. Louis, Mo.

Der Abdruck der Aufsätze der „Katholischen Missionen" ist nicht gestattet, der der Nachrichten nur mit Angabe der Quelle erwünscht.